



# Der Deutsche im Osten

Jahrgang 3

Mitte Mai 1940

Heft 3

Postverfandort Danzig

# INHALT

Seite

Wolfgang Diewerge:	Nationalsozialisten am Werk .....	139
Detlef Krannhals:	Der Sinn der Marienburg .....	141
F. Kurb:	Die Krafauer Burg .....	146
Detlef Krannhals:	Die Fahnen des Ordensritterheeres von 1410 .....	153
Lothar P. Manhold:	Herrn Heinrichs Wasserschiff, Gedicht .....	156
Wilhelm Zarske:	Ein halbes Jahr deutsches Generalgouvernement Polen ....	157
Karl Rafiske:	Die Kulturarbeit des Deutschen Ordens in Westpreußen ....	161
Schulze-Herringen:	Der Reichsarbeitsdienst im Arbeitsgau II Danzig-Westpreußen .....	169
Franz Lüdtko:	Friedrichs des Großen unsterbliches Werk .....	174
Arthur Lenz:	Danzig als Geburtsstätte der Deutschen Kriegsmarine ....	181
Wilhelm Keller:	Betrachtungen zu Ostseelandschaften Caspar David Friedrichs .....	190
Carl Sieber:	Rilke in Danzig .....	193
Josef Wießalla:	Niemandsland (Preiserzählung des „Ostdeutschen Erzählerwettbewerbs“) .....	195
Ewald Swars:	Die Geige (Preiserzählung des „Ostdeutschen Erzählerwettbewerbs“) .....	201
Herbert Böhme:	Lache im Sturm, Gedicht .....	207

Das Titelbild zeigt die Marienburg von Südosten nach einer Radierung von Johann Carl Schulz um 1850.

Die Bildvorlagen sind von:

Eigenes Archiv, Seite 154, 155, Kunstdrucktafel I, III; Fr. Franz Bauer, Berlin, Seite 149; Herbert Grohe, Joppot, Seite 171, 173; Galerie Gurlitt, Berlin, Kunstdrucktafel IV; Dr. Rafiske, Danzig, Seite 163, 165; Kunstgeschichtliches Seminar, Marburg, Seite 191; Foto Krafau, Seite 147; Sammlung Kapitän Martini, Berlin, Seite 183, 185; Foto-Sömke, Danzig, Seite 137, 143, 145 (aus der Graphischen Sammlung des Landesmuseums, Danzig-Oliva); Stadtbibliothek, Danzig, Seite 177, 179; Dr.-Ing. B. Zirkwisch, Danzig, Kunstdrucktafel II; Hans Zeeb, Berlin, Kunstdrucktafel V.

---

## Die Mitarbeiter dieses Heftes:

Herbert Böhme, Lochham bei München; Wolfgang Diewerge, Danzig; Dr. Karl Rafiske, z. Zt. Danzig; Dr. Wilhelm Keller, z. Zt. im Felde; Dr. F. Kurb, Krafau; Dr. Detlef Krannhals, Danzig; Arthur Lenz, Danzig; Dr. Franz Lüdtko, Dranienburg bei Berlin; Lothar P. Manhold, Danzig; Dr. Carl Sieber, Weimar; Schulze-Herringen, Danzig; Ewald Swars, Greiffenberg i. Schles.; Josef Wießalla, Oppeln; Wilhelm Zarske, Krafau.

---

Zur Beachtung!

Änderung der Auslieferungsstelle!

**Die Auslieferung der Zeitschrift „Der Deutsche im Osten“**

erfolgt jetzt nur noch durch

„Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Gauverlag Danzig

Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12, Fernruf 21714/15

---

Einbandentwurf: Prof. F. A. Pfuhe, Danzig.

Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Einzelpreis RM. 1,50. Bezugspreis: RM. 3,50 vierteljährlich.



# Der Deutsche im Osten

Monatschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung  
Jahrgang 3

Mitte Mai 1940

Heft 3



Wolfgang Diewerge

## Nationalsozialisten am Werk

Grundsätzliche Bemerkung zum Aufbau im Reichsgau  
Danzig=Westpreußen

Das Vertreiben von Versailles am deutschen Osten, das durch den Sieg des Führers über Polen eine gründliche und endgültige Sühne gefunden hat, wäre in dem Umfang, in dem es zur Auswirkung kam, ohne das Versagen des bürgerlichen Klassenstaates von 1918 nicht möglich gewesen. Wie sehr man auch die Kurzsichtigkeit und den blinden Haß der Väter von Versailles verurteilen mag, wie abstoßend die hemmungslose Land- und Machtgier der letzten Endes von Deutschland befreiten Polen auch in Erscheinung tritt, so wird doch gerade das nationalsozialistische Deutschland von 1940 nicht übersehen, daß man eben dieses „Versailles“ nur einem deutschen Volke von 1918 zumuten konnte. Die Kreaturen, die damals im Laufe der Revolte an die Oberfläche des deutschen, politischen Lebens gespült wurden, hatten so wenig Gefühl für nationale Ehre und Würde, daß ihnen der Feind alles bieten konnte. Und das Volk, dem diese Wunden zugefügt wurden, war durch eine jahrzehntelange falsche Führung in seinem Instinkt so abgestumpft, daß es die tiefen Zusammenhänge zwischen schlechter Führung und schlechten Frieden gar nicht mehr in vollem Ausmaße erkannte.

Der deutsche Osten ging also nicht nur durch die Feigheit und Erbärmlichkeit der damaligen Machthaber verloren, sondern auch durch die Einstellung des deutschen Volkes selbst. Das siegreiche Deutsche Reich von 1870 mit seinem starken Bevölkerungszuwachs, mit seinem glänzenden Volkseinkommen und seiner ungeheueren Kraft war nicht in der Lage, die Volkstumsfragen des deutschen Ostens

einer Lösung zuzuführen, an der auch die Kritik und die Angriffe eines haßerfüllten Feindes abgleiten mußten. Die Halbheit und Laune, wie sie etwa in der Politik eines Bethmann-Hollweg zum Ausdruck gekommen ist, hat sich in unheilvollster Weise in der deutschen Ostpolitik ausgewirkt. Ein Hin und Her der Maßnahmen, mangelnde Bekenntnisfreudigkeit zu einem klaren Ziel und falsche Lenkung der überschüssigen Volkskräfte hatten die Lösung einer Aufgabe verhindert, die von der Kraft des damaligen Volkes bei richtigem Einsatz ohne weiteres hätte vollendet werden können.

Wenn man heute bedenkt, daß mitten in einem Krieg auf Leben und Tod das nationalsozialistische Großdeutschland die Kraft aufbringt, nunmehr in entscheidender Form den deutschen Osten vor jedem politischen, militärischen und volkstumsmäßigen Angriff zu schützen, erkennt man die Kräftevergeudung, die Parteizwist und schlechte Führung früher zur Folge hatten, und den ungeheueren Kräftezuwachs, der durch die Zusammenballung aller Werte in der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft entstanden ist. Die Aufgaben, die der deutsche Osten heute stellt, werden daher erfolgreich nur gelöst werden können, wenn sie von Nationalsozialisten in nationalsozialistischer Art in Angriff genommen werden.

Der Aufbau des Reichsgaues Danzig-Westpreußen ist dafür ein lebendiges Beispiel. An führender Stelle steht ein alter Gefolgsmann des Führers, der durch jahrelange Arbeit auf dem außenpolitischen Vorposten Danzig die Probleme bis ins kleinste kennen lernte und nun mit einer von ihm sorgfältig er-

zogenen und für diese Zwecke gebildeten Gemeinschaft von nationalsozialistischen Kämpfern an die Arbeit geht.

Es herrscht dabei darüber Klarheit, daß Ungeduld und Hast ebenso schädlich sind wie falsches Mitleid oder Nachgiebigkeit vor zeitlich bedingten Umständen. Die große Linie, die vom Führer gegeben wurde, zielt eindeutig auf ein rein deutsches Westpreußen, auf einen blühenden deutschen Gau mit glücklichen Menschen, der — an der Mündung der Weichsel gelegen — die Grundlage für eine natürliche ständige Blüte in sich trägt.

Dieser Gau, der die Aufgabe hat, wieder eine Kornkammer des Reiches zu werden und zahlreichen heimkehrenden Frontkämpfern Siedlungsmöglichkeiten zu geben, weist zugleich eine glückliche Mischung von Landwirtschaft und Industrie auf. Namen wie Danzig, Gottenhafen, Elbing, Bromberg und Thorn, durch Wasserwege auf das günstigste miteinander verbunden, sind ein Versprechen für einen sinnvollen Ausbau der Industrie. Die fruchtbaren Böden der Niederung und des Kulmer Landes werden Mittelpunkte einer gesunden Landwirtschaft abgeben können. Die Regulierung der Weichsel eröffnet hervorragende Aussichten für den Handelsverkehr mit dem Generalgouvernement. Die Heimkehr der deutschen Wehrmacht mit ihren Gliederungen wird dem Lande ebenfalls neuen Auftrieb geben. Die alten Garnisonen Graudenz, Thorn und Bromberg werden ebenso wie die neue Kriegsmarinestadt Gottenhafen zahlreiche junge Männer in dieses Land führen, die es kennen lernen und sich in ihm niederlassen. Die schöne Küste mit ihren reizvollen Bädern, die weiten und malerischen Wälder des westlichen Gauteiles werden den Gau zu einem beliebten

Reiseziel machen und durch ihre Schönheit dem deutschen Osten neue Freunde gewinnen.

Noch schwebt dieses Endziel in weiter Ferne, noch wartet das Land auf die an der Front stehenden Söhne, während die täglichen Notwendigkeiten der Kriegsarbeit den Aufschub der großzügig vorgesehenen Planung zur Folge haben. Noch muß in sorgfältigster Arbeit die Volkszugehörigkeit der in diesem Gebiet wohnenden Menschen laufend geklärt werden, um in voller Gerechtigkeit für eine rein deutsche Bevölkerung Sorge zu tragen.

Aber überall sind schon Anfänge einer auf weite Sicht geplanten Arbeit sichtbar. Die Partei hat überall die Menschen um sich gesammelt und trägt mit der Aktivität und Energie der Kampfzeit den Gedanken des Führers vorwärts. Ein Wille beseelt alle hier eingesetzten Volksgenossen, der an die Tradition des Deutschen Ritterordens gemahnt. Darum begrüßen alle deutschen Männer und Frauen des Reichsgaues Danzig-Westpreußen die Feierstunde der Einholung der alten Ordensfahnen aus innerstem Herzen. Sie sehen in diesem Vorgang eine Wertung ihrer Arbeit und ihres Einsatzes, ein Zeichen der endgültigen Befriedung und ein Signal dafür, daß es nunmehr allein auf sie ankommt, daß das durch den deutschen Soldaten wiedergewonnene Land mit blutvollem deutschen Leben und nationalsozialistischem Geiste erfüllt wird und erfüllt bleibt. Wenn die Fahnen ihre Stätte in der Marienburg gefunden haben, ist sichtbar zum Ausdruck gebracht, daß eine reinliche Scheidung des verschiedenen Volkstums nach jahrhundertelangem Hin und Her dem deutschen Osten sein wahres Gesicht für immer gegeben hat.

## Der Sinn der Marienburg

Die Marienburg ist uns mehr geworden, als eine alte Burg. In ihr lebt der mahnende Sinn einer Aufgabe, breit und sicher Wacht zu halten über den weiten Wellen einer Landschaft, in der der Lärm von der Grenze weit ins Innere zu dringen vermag. Immer wieder hat die geistige Schwerkraft dieser alten Mauern und ihr Anspruch die Geschlechter aufgerüttelt zum Einsatz, zur Befinnung und zum Gelöbnis der Verpflichtung an die Zukunft, das Bewahrere und Errungene zu verteidigen. In der Marienburg fließen unendlich viel Strömungen des Gefühls, aus Stolz und Trauer, aus Selbstbewußtsein und Verlorenheit zusammen, daß wir oft zu glauben scheinen: jener hohe Bau, der dort rotbeschieden über den zitternden Spiegel der Nogat ragt, sei schon nicht mehr wirklich. Die Marienburg im violetten Abenddunst der Kartoffelfeuer auf den Werderädern, sie ist schon ein Mythos in Stein, ein altes, ragendes Sein voll normenhafter Schweigsamkeit.

Die Marienburg wurde zur Zentrale des Unterweichselgaaues, als dem Orden 1309 in der Eroberung Westpreußens der Brückenschlag zum Reiche und in den Westen gelungen war. Wenn der Bau auch schon Jahrzehnte zuvor begann, so war für den Orden erst jetzt nach der weitläufigen Abrundung seines Staatsgebietes ihr Sinn gegeben — die Marienburg wurde der politische, geistige, wirtschaftliche und organisatorische Mittelpunkt des Ordenslandes. Die Marienburg war Hauptstadt, Festung, Regierungssitz, Hauptwirtschaftshof und Kommandostelle in einem. Sie lag an den Hauptwirtschaftsadern des Ordensstaates, dort, wo die von Westen kommende Landstraße die Nogat querte, nahe an der Schlagader des Binnenverkehrs, der Weichsel, nahe genug an der Küste, durch Wasser und Weg mit Danzig und El-

bing verbunden und doch weit genug von gefährlichen Zugriffen von der See her geschützt.

In ständigem Ausbau wuchs ihr gewaltiger Baukörper — noch lange über die Tannenberg-Schlacht hinaus — bis zu einem Flächenumfang von 18 Hektar. Einen um den anderen Ausbau haben die Hochmeister an ihr veranlaßt, 1309 stand bereits die Grundanlage des Mittelschlosses.

In den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts wird das Haupthaus ununterbrochen erweitert, die Kapelle der Meister und sein großer Remter entstehen, um die Burg entstehen die mehrfachen Verteidigungsringe, Dietrich von Altenburg schlägt die Nogatbrücke mit dem Brücktor. Im Anfang des 15. Jahrhunderts ersteht von der Hand Nikolaus Fellensteins der Hochmeisterpalast. Nach 1411 läßt Konrad von Erlichshausen vor allem die Wehr des Schlosses stärken. So vergeht kein Jahrzehnt, in dem uns nicht durch die rastlose Bautätigkeit an der Burg ihr Sinn vor Augen geführt wurde: Mittelpunkt und starkes Bollwerk des ersten deutschen Staates im Osten zu sein, festes Haus seiner Gebieter, behaglicher Raum den Gästen aus allen Ländern des alten Europa, Kornhaus und Schatzkammer des Ordens — auf der Marienburg, ging das Sprichwort, war der Pfennig zu Hause.

Ihre erste und einzige große Bewährung hat die Burg 1410 nach der Tannenberg-Schlacht durchgestanden. Unter Plauens straffer Hand wurde die Burg — zum Staat. Fiel die Burg, so fiel der Staat. In militärischer, strategischer und geschichtlicher Bedeutung hat die Marienburg Tannenberg wieder zu nichte gemacht. Die Marienburg war die Faust, die die Zügel des Ordensstaates zusammenhielt und sie ließ sich nicht aufbrechen. Geschlagen und schließ-

lich flüchtend zog das Heer der Litauer, Tataren, Tschechen, Ukrainer und Polen von ihren Toren ab. Der deutsche Wille hatte sich — gebündelt in diesem ernstesten Bauwerk — gegen die östliche Übermacht durchgesetzt.

Auch der Städtekrieg (1454/66), der den Zusammenbruch des Ordensstaates herbeiführte, hat die Marienburg unbesiegt gesehen. Eine Belagerung bleibt 1454 erfolglos. Die Polen werden bei Konitz geschlagen und ziehen ab. Dafür rollt aber nun der Pfennig, der einstmals in der Burg zu Hause war, und die tschechischen Söldner des Ordens verkaufen die Burg an den Feind, weil der Orden nicht imstande ist, den rückständigen Sold zu zahlen. Aber die Burg blieb zäh und standhaft; von Feinden bemantelt trotz sie sogar ihren eigenen Beherrschern, die sie zurückerobern wollen.

Der zweite Thorner Friede bringt sie in polnische Hand, schon sind die ersten Jahre polnischer Verwaltung über sie hinweggegangen, als die preussischen Stände 1466 dem König klagen müssen: „binnen im Stocke (d. h. im Haupt- und Mittelschloß der Marienburg) steht es, sprechen wir mit Verlaub als im Säustalle . . . die Dächer fallen, die Ziegel schießen, die Brücken vergehen“.

Das Heil der Unterweichsellandschaften hat in allen Jahrhunderten auch darin gelegen, daß eine Macht über sie gebot, der Bereich sich fest verankert auf beide Seiten des Stromes erstreckte, die mit festen Händen hüben und drüben über die Weichselufer gebot. Von einem kontinentalen Volke besetzt, dessen Staatsgebiet die Weichsellandschaften zertrennte und den Strom zur Grenze machte, mußte die Marienburg ihren Sinn verlieren. Sie war irgendein festes Haus im Lande, schlecht verwaltet, verfallend, hin und wieder durch Kriege mitgenommen und schließlich mit Ställen, Magazinen, Krämmern, Handwerkern und Heiducken bevölkert.

Und gerade dann, als 1772 am Ende der polnischen Zeit das Haus am Ende einer langen Leidenszeit wirklich alle Spuren von Jahrhunderten polnischer Mißwirtschaft zeigt — da ist ihr Sinn, geistiger Kristallisationspunkt in der ost-deutschen Weite zu sein, nicht verloren-

gegangen. Als Friedrich der Große, der Wiedervereiniger Westpreußens, in seine neue Provinz einzieht — da huldigen am 27. September 1772 die westpreussischen Stände dem großen Preußen — in Meisters großem Reuter auf der Marienburg. Was bewog die Stände, in das Schloß zu gehen und nicht in die Kirche einer großen Stadt? Es ist wohl doch das gewesen, was hier mit dem Sinn der Marienburg unsicher umschrieben wurde: das Gefühl, in diesen Räumen unter dem Banne einer uralten Aufgabe zu stehen, das Gefühl und das Wissen — der deutsche Mensch hier im Osten, er muß irgendwo und überall immer anknüpfen an die Leistung des Ordens, an die Tat des glaubenstiefen Soldaten, der dem Land alles gegeben hatte.

Wohl hat die folgende preussische Zeit den Sinn der Marienburg zunächst schlecht gedeutet, aber es dauerte nicht lange, bis das Wissen um das Vorhandensein des Schlosses seine Wiederherstellung zu einer Forderung der jungen Geister im ganzen deutschen Volke werden ließ. Während des 18. Jahrhunderts hatten wiederholt Wiedergaben des Schlosses seine Schönheit — aber auch seinen Verfall der Öffentlichkeit vor Augen geführt, und an seinem Ende vereinigen sich junge deutsche Künstler zu einer gemeinsamen Arbeit, einem großen, heute noch nicht übertroffenen Kupferstichwerk der Marienburg, das der Maler Gilly, der Stecher Frick, der Architekt Rabe und der Historiker Levezow verfaßten. Sie rütteln die Öffentlichkeit auf, und ein Streitartikel eines 19 jährigen Königsberger Studenten — Mag von Schenkendorf mit Namen — bringt 1803 den Stein ins Rollen — der Marienburg wird von der Jugend am Vorabend der Freiheitskriege ihr Sinn wiedergegeben.

Der Sinn um die große Aufgabe, die in der Befreiung des deutschen Ostens von „Unchristen und Undeutschen“ durch einen verschworenen Orden besteht wird im Freiheitsjahr 1813 wieder lebendig, als Theodor von Hippel, der Verfasser des Aufrufes zur Stiftung des Eisernen Kreuzes die Gestaltung dieses deutschen Symbols soldatischen Einsatzes an das Kreuz des Ritterordens anknüpfen





Die Fassade des Kapitelsaales der Marienburg

Nach einem Kupferstich von F. Fried 1799

läßt, das Schenkendorf in die Worte kleidete:

„Doch ein Herr dem alle weichen

Hat uns unser Ordenszeichen  
Aus der Gruft herausgebracht  
Wieder schmückt es unsre Fahnen  
Wieder deckt es unsre Brust.“

Der alte Sinn der Marienburg, er erstand im Kampfe gegen den Erbfeind wieder aus der heißen und frischen Luft der Befreiungskämpfe. Wenn heute unseren Soldaten das Zeichen ihrer höchsten Tapferkeit verliehen wird, so verweist sein Ursprung in die Marienburg, an diesen Sitz einer verschworenen Gemeinschaft, die im letzten Einsatz um Land und Staat zu dienen, zu arbeiten und zu sterben verstand. Wenn heute das lakonisch knapp geformte Kreuz an den Tragflächen der deutschen Kampfflugzeuge dem Feinde unten Schrecken, Brand und Flucht sät, so will es eine merkwürdige Schicksalsfügung, daß auch dieses Sym-

bol zurückgeht auf die Marienburg, den Sitz des deutschen Ritterordens, denn dieses Kreuz wurde als Erkennungszeichen aus dem Eisernen Kreuz der Flugzeuge des Weltkrieges entwickelt. Wenn auch der Hochmeister eine andere Kreuzesform im Wappen führte, als sie uns heute das Eiserne Kreuz zeigt, so erblicken wir das genaue Vorbild doch in den Bannern der Städte Danzig, Elbing und Braunsberg, wie diese in der Schlacht bei Tannenberg geführt wurden. So spannt sich der Sinn der Marienburg als Mutterschoß des deutschen Tapferkeitssymbols eng bis in unsere Zeit.

Den kräftigen Anstoß zur Befinnung der Nation auf die Schönheit und den inneren Wert der Marienburg als ein Kleinod deutschen Bauschaffens, den die Befreiungszeit gegeben hatte, nahm der ostpreußische Oberpräsident von Schön auf und beantragte beim Staatskanzler von Hardenberg 1815, „damit der Sinn für große und edle Taten gestärkt werde,

durch die Erinnerung der Vorzeit, welche um des Glaubens und der Treue willen so große Dinge tat und welche solchen Bau zu gründen vermochte“ — den Wiederaufbau der Marienburg. Ihm ist es zu verdanken, daß dieser Bau in alter Schönheit — mag ein urteilsloser Historizismus auch manchen Stilschler verübt haben — heute vor uns steht und sein alter Zauber einen neuen Sinn auszuüben weiß.

Während des 19. Jahrhunderts hat der politische Sinn der Marienburg vor dem baugeschichtlich-historischen zurückgestanden. Es ging um die Erhaltung des Bestandes wie um die Wiederherstellung alter Schönheit. Wenn uns Heutigen auch manches an der Marienburg mit Recht als mißverstanden vorkommt, so soll darüber doch jenes eine nicht vergessen werden, daß diese Aufbauarbeit vom Kreuzgang zur Gewölbekappe und zum Türnagel uns die Marienburg als Ganzes gerettet hat.

Die Zerreißung des Weichsellandes durch das Versailler Diktat hatte die alte Marienburg wieder an die Grenze gerückt. Auf dem Gelände der Burg wurden die Zollhäuser eingerichtet, dicht neben dem Brücktor mußte der deutsche Grenzer seines Amtes walten, und die Türme sahen am anderen Rogatuser in das „Danziger Land“ hinein, Ordensland hüben und drüben, deutscher Acker, deutscher Strom hier wie dort.

In diesen zwanzig Jahren hat die Marienburg einen Sinn erhalten, der etwas schwerer zu beschreiben ist, weil er irgendwie auch heute noch im Bewußtsein um die Schwere des Erlebten schon in unseren Herzen lebt, in uns Deutschen in Danzig und Westpreußen. Da war diese Burg an der Rogat, wir sahen sie oft mit zusammengebißenen Zähnen, denn erst drüben war Deutschland, wir sahen sie oft mit Trauer im Blick, denn wir waren nicht in Deutschland, wir begrüßten sie oft mit Freude in der Seele, denn dort drüben fuhren wir Deutschland entgegen, und wir sahen sie oft müden und harten Auges hinter uns in den Dunst tauchen, denn wir rollten einem „Polen“ einer „Freien Stadt“ zu.

Das muß einer schon fühlen, was uns diese hohe Burg war, wenn sie gegen den grünen Morgenhimmel in hartem Indigo kantig emporstarrte oder violett-braun am Abend an der Kimm des Flachlandes langsam und unaufhaltbar versank.

Doch dann kam der neue Tag, kam jene Stunde, in der die Jugend des neuen Reiches zum ersten Male in der Marienburg unter die Fahnen trat. Die Burg sah neue und andere Gesichter, nicht mehr die ernsten Augen der Wissenschaftler, die neugierigen der Besucher und die gleichgültigen der Globetrotter musterten das Gemäuer — die gläubigen Augen der Jugend glühten ihm entgegen. In den kühlen Gewölben und sonnenheißen Höfen hallten die Nagelstiefel der Jungen wider, dröhnte der Gleichschritt der Kolonnen und zündeten die Worte der Führenden in den Herzen einer neuen Zeit. Untrennbar mit dem Sinn der Marienburg verbunden ist das Gelöbniß der Jugend des Führers, den Einsatz zu wagen für des Reiches Schutz im Osten, wachsam zu sein gegen den Feind der staubigen östlichen Ebene, lebendig zu wirken für den Bestand des neuen und ewig alten Reiches im Vorfeld der Weichsel.

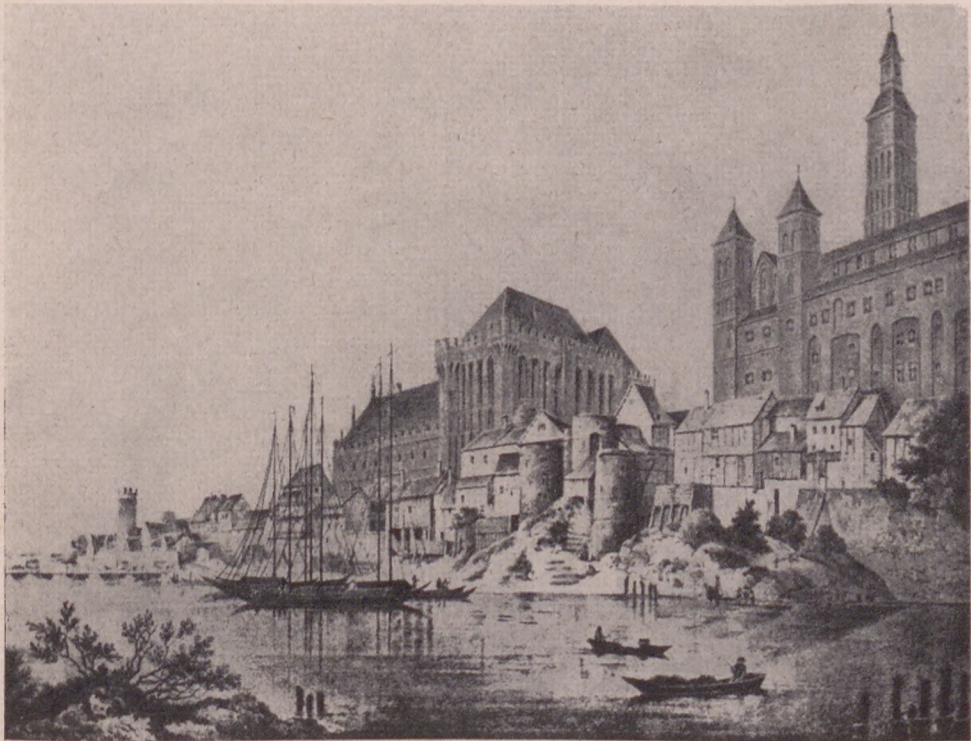
Und dann kam jener Tag im September, an dem der Marienburg der alte Sinn zurückgegeben wurde, Zentrale und Sammelpunkt aller geistigen und politischen Kräfte des Unterweichselgaaues zu sein. Jene Nacht, in der der Marschtritt und das Motorengebrumm des deutschen Heeres an die Mauern brandete, als die Luftwaffe über sie hinweg nach Westen zog, als Transporte über die Rogatbrücken dampften, um die Zerreißung des alten Weichselgaaues wieder gutzumachen — sich mit den Kameraden aus Pommern und Danzig die Hand zu reichen. So wurde die Marienburg wieder eingefügt als ein kostbarer Stein in das vielgliederige Geschmeide der deutschen Bauten am grauen Weichselstrom.

Adolf Hitler gab dem Ordensraum seine natürliche Gestalt wieder. Die alten Zusammenhänge des westpreußischen Raumes wurden zueinandergesügt und am 31. Oktober gab der Gauleiter und Oberpräsident Erich Koch in der Marien-

burg dem Gaulciter und Reichstathalter in Danzig-Westpreußen Albert Forster jene Kreise auf dem rechten Ufer der Weichsel zurück, die bisher unter der treuen Obhut Ostpreußens auf ihre Wiedervereinigung mit dem Gesamt-raum der Unterweichsel geharrt hatten.

Wenn jetzt der Marienburg die Symbole jener Feldzeichen wieder zugeführt werden, die der Ordensstaat in seiner schwersten Stunde hergeben mußte, so bedeutet dieses — nicht anders als jene Wiedervereinigung des alten West-

preußen — daß der Geschichte des deut-lichen Ostens an der Weichsel der Sinn wiedergegeben worden ist. Wieder ist die Marienburg der in den Hochzeiten der Geschichte aufgesuchte geistige Mittel-punkt im Triumph des ewigen deutschen Sieges über die Vielzahl und das Un-vermögen des polnischen Feindes ist der Ort der Besinnung über die deutsche Aufgabe: den eigenen Wert hinauszutragen und zu festigen mit Wort und Schwert in der östlichen Weite im Raum der deutschen Zukunft.



Die Marienburg von der Nogatseite  
Steindruck um 1830

## Die Krakauer Burg

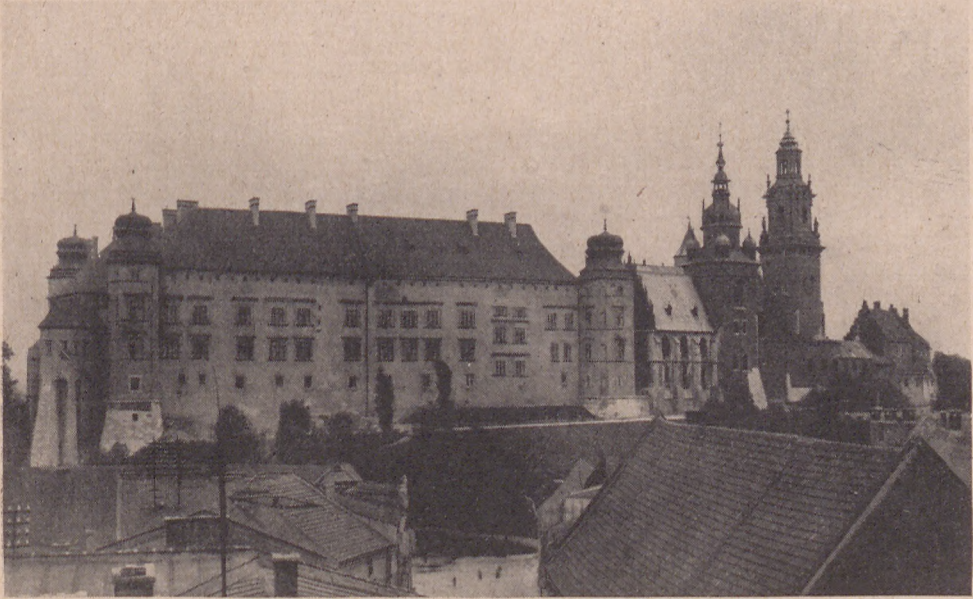
Es war bestimmt kein Zufall, daß der polnische König Ladislaus Lokietek im Jahre 1311 Krakau zur endgültigen Krönungsstadt und Residenz der polnischen Könige erwählte. Hierfür sprachen verschiedene schwerwiegende Gründe. Einmal war bereits durch eine fast 100jährige Tradition der Herzog von Krakau Senior der polnischen Teilfürsten. Wenn auch diese Bestimmung mehr ideell als real wirksam war, so hatte doch damit das Herzogtum Krakau einen gewissen Vorrang gegenüber den anderen Teilfürstentümern. Weiterhin hat Krakau als größte und bedeutendste Stadt des damaligen polnischen Staates einen wichtigen Einfluß auf das Land gehabt. Als kulturelles Zentrum, als stark befestigter Ort und als Handelszentrale war der Ruf Krakaus gleichbedeutend. Die Erhebung der deutschen Bürgerschaft von Krakau im Jahre 1310 gegen den polnischen König konnte nur mit Waffengewalt unterdrückt werden. Der von den Krakauer Bürgern als Herzog hergerufene schlesische Pfast Heinrich IV. wich nur dem Kriegsheere von Ladislaus. Wenn auch der Pfastenherzog alle Ansprüche auf die polnische Krone aufgegeben hatte, so konnte eine mächtige Stadt wie Krakau immer wieder ähnliche Handstreich planen. So erscheint es fast selbstverständlich, daß der König seinen Sitz an diesem wichtigsten Ort seines Staates nahm. Zweifellos hat aber noch ein anderer Umstand zu der Wahl des neuen Herrscherhauses beigetragen. 1309 zog der Hochmeister des Deutschritterordens in die neu erbaute Residenz Marienburg ein. Um nicht nachzustehen, nahm der polnische König seinen Sitz auf dem Wawel, der Burg von Krakau.

Die Geschichte dieser Burg verliert sich in einen Sagenkreis aus frühesten slawischer Zeit. In einer Höhle des Kalkfelsens am linken Weichselufer, auf dem die

Burg steht, soll ein Drache gehaust haben, den ein sagenhafter Ritter Krakus in mutigem Kampfe bezwungen hat. Krakus soll auch Burg und Stadt Krakau begründet haben. In dieser sagenhaften Urgeschichte liegt ein wahrer Kern. Zweifellos reicht nämlich die Geschichte der Krakauer Burg bis in frühgeschichtliche Zeiten hinein, über denen noch ungeklärtes Dunkel liegt. Die Anfänge der Burg von Krakau scheinen in einem der üblichen Burgwälle begründet zu sein. Im gesamten ostmitteleuropäischen Raume kennen wir einige tausend Burganlagen in primitiver Bauweise, die man in einige bestimmte Typen einteilen kann. Es sind Burgen auf unzugänglichen Inseln inmitten von Sümpfen oder Seen oder auf Hügeln, von denen der größte Teil einen natürlichen Schutz durch Steilhänge besitzt. Die Burgen selbst bestanden aus Holzerdemauern besonderer Konstruktion. Im Innern der durch einen Mauerring und Tor- und Wachtürme geschützten Anlage standen Holzhäuser für die ständige Wachmannschaft sowie Unterkunftsräume für die in Kriegszeiten dahinflüchtende Bevölkerung des umliegenden Landes. Zahlreiche Ausgrabungen haben derartige Burganlagen aus slawischer Zeit in ihrem Aufbau klar enthüllt. Das beste Beispiel einer slawischen Burg dieser Art ist Zantoch am Zufluß der Warthe und Neße.

Eine große Anzahl dieser Burgwälle waren zugleich Plätze von heidnischen Heiligtümern. Dafür sind die besten Hinweise christliche Kapellen, die von den Missionaren an Stelle des bisher heidnischen Opferplatzes auf den Burgwällen errichtet worden sind. In einem solchen Falle hatte ein Burgwall eine doppelte Bedeutung: Schutz- und Fliehburg und zugleich Stammesheiligtum zu sein.

Für die Krakauer Burg treffen zweifellos beide Bestimmungen zu. Wenn



Die Krakauer Burg von der Stadtseite

auch Reste der alten Befestigungsanlagen nicht mehr vorhanden sind, so dürfen wir mit Bestimmtheit annehmen, daß der Hügel der Krakauer Burg bereits im 8. Jahrhundert Befestigungen getragen hat und zugleich ein Heiligtum trug. Beweis für diese Annahme sind die Grabungsergebnisse, die vor einigen Jahren auf dem Gelände der Burg gewonnen worden sind. Dabei traten Fundamente einer Steinkirche aus dem Beginn des 11. Jahrhunderts zutage, eine der ältesten Kirchenbauten im Ostraum überhaupt. Die Einflüsse niedersächsisch-kölnischer Bauweise lassen Rückschlüsse auf die erste Tätigkeit deutscher Baumeister zu. Weiterhin ist einige Jahrzehnte später eine große romanische Basilika, dem heiligen Leonhard geweiht, auf dem Burgberg errichtet worden. Fundamentreste dieses großen Steinbaues und vor allem die noch in ursprünglicher Schönheit erhaltene Unterkirche legen Zeugnis für diese ersten großen Steinbauten auf dem Gelände der Krakauer Burg ab.

Zweifellos ist gleichzeitig mit dem Bau der romanischen Basilika im 12. Jahr-

hundert eine Verstärkung der primitiven Verteidigungsanlagen Hand in Hand gegangen. An Stelle der Holzerdemauern werden Steinmauern errichtet worden sein, und auch die Holzhäuschen der Wachmannschaft sind wohl durch feste Häuser ersetzt worden. Da diese Gebäude den späteren Burghauten weichen mußten, ist eine genaue Feststellung des Umfangs und der Art der romanischen Burg von Krakau nicht mehr möglich.

Eine mit der romanischen Burg anfänglich verbundene Befestigungsanlage ist die Andreaskirche in der Burgstraße. Diese Kirche beherrscht heute noch mit ihren beiden Türmen das Straßenbild der Burgstraße. In ihrer Anlage noch weitgehend mit dem ursprünglichen Bau in Übereinstimmung, zeigt sie einen wehrhaften Charakter mit Vormauer, kleinem seitlichen Eingang und Schießscharten in den Türmen. Nach alten Berichten soll diese „untere Burg“ mit der romanischen Burg auf dem Wawel durch Wehrmauern verbunden gewesen sein. So gibt uns die Andreaskirche heute einen ungefähren Eindruck der romanischen Bauweise wieder, wie sie Dom und

Burggebäude auf dem Wawel geboten haben mögen.

Die entscheidende Neugestaltung der Burganlage von Krakau beginnt mit dem Einzug des Königs Ladislaus im Jahre 1311. Sicherlich war die Burg wie auch die Stadt durch die jahrzehntelangen Kämpfe um die Vormacht der Herzöge in Polen und durch den Krieg mit Böhmen stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Die Stadt Krakau hat in den letzten Jahrzehnten seit ihrer Neugründung 1257 einen gewaltigen Aufschwung genommen. Das romanische Krakau, das vom 10. Jahrhundert ab bis zum Jahre 1241 allmählich aufgeblüht war, war ein Ort von großer Ausdehnung, aber entsprechend den slawischen Städten der damaligen Zeit in seinen Bauten sehr unansehnlich. Mit Ausnahme der wenigen Steinkirchen finden wir in Krakau jener Zeit nur kleine Holzhäuser an krummen, engen Straßen, kurzum ein Stadtbild ohne jede Klarheit seiner Anlage, nichts anderes als ein Gewirr von kleinen Häusern. Die Ausgrabungen des frühmittelalterlichen Oppeln haben ein geradezu beispielhaftes Bild einer polnischen Stadt der Vorkolonisationszeit überliefert. Der Tatarensturm 1241 hat mit dem hölzernen Krakau wohl gründlich ausgeräumt. Die Neubegründung nach deutschem Recht im Jahre 1257 und der anschließende planmäßige Aufbau ließ ein steinernes Krakau entstehen, von dem großartige Baudenkmäler bis in unsere Zeit hineinragen. Dieser Entwicklung der Stadt Krakau glich der König seine neue Residenz an. Der Umbau der Burg zu einer großartigen gotischen Anlage nahm seinen Anfang.

Von der gotischen Burg Krakau steht heute vom eigentlichen Burggebäude der Südtrakt, dessen gotische Portale eine besondere Zierde des Baues bilden. Dieser Trakt enthält die Küche und andere Wirtschaftsräume des Schlosses und ist bei den späteren Umbauten verhältnismäßig unberührt geblieben. Vom Hauptgebäude des Schlosses sind Grundmauern und einzelne Bauteile namentlich im Untergeschoß zweifellos aus der romanischen und gotischen Bauperiode in den späteren Umbau mit einbezogen worden. Völlig erhalten ist die in Maßwerk ge-

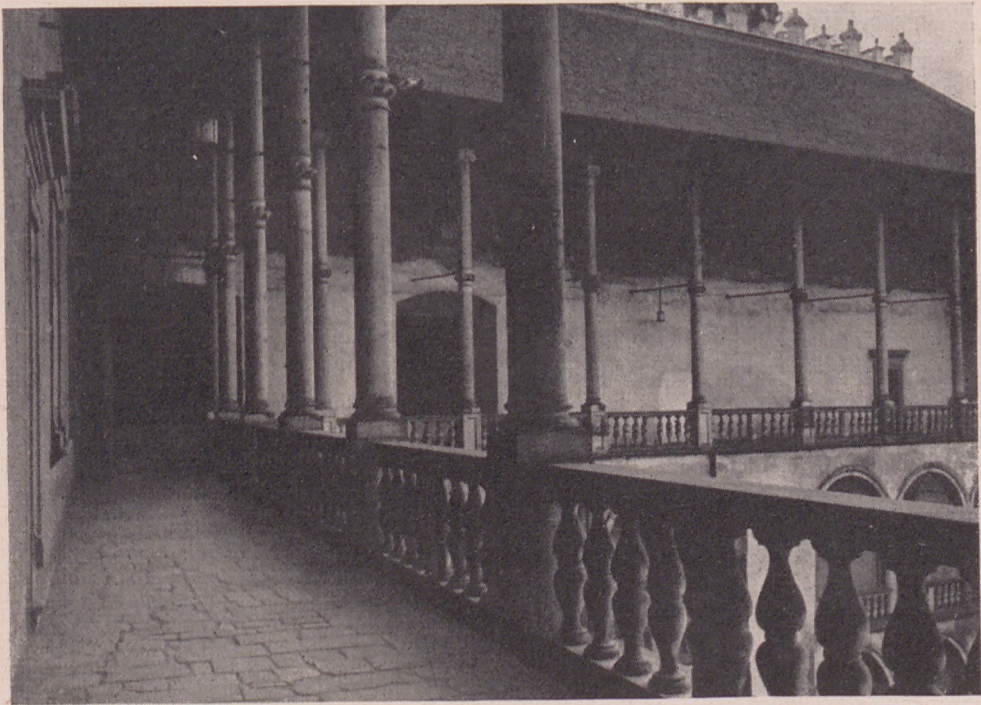
arbeitete Nordostede mit einem erkerartigen Vorbau auf hohem Steinsockel und einem anschließenden Trakt mit gotischer Ornamentik.

Von der stark ausgebauten Außenbefestigung stehen einige Türme und große Teile der Wehrmauer noch heute als Überreste der großen Verteidigungsanlagen der Königsburg. Leider ist der geschlossene Charakter der Vorburg durch die Bauten des 19. Jahrhunderts völlig zerstört worden und nur an Hand alter Stiche zu rekonstruieren.

Weit stärker noch, als die Außenfront des Hauptschlusses vermuten läßt, sind gotische Bauteile im Innern der Burg zu erwähnen. Die Räume des schon erwähnten gotischen Erkers und Vorbaues an der Nordostede sind auch in ihrer inneren Gestaltung ihres ursprünglichen Charakters nicht beraubt worden. Im Hauptschloß selbst ist ein kleiner und großer Saal mit Kreuzgewölben des 14. Jahrhunderts in ursprünglicher Form erhalten. Der große Saal zeigt in direkter Anlehnung an die Burgen der deutschen Ordensritter ein Kreuzrückengewölbe, das auf einem Mittelpfeiler ruht.

Allein die Burgkirche, die Marienkathedrale, hat ihren ursprünglichen Charakter bewahrt. Sie steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Burggebäude und ist 1320 bis 1364 gebaut worden. Die Kathedrale wurde in den alten Festungsbau hineinkomponiert und einzelne Teile der Befestigungsanlagen für den Bau mit verwendet. Die Türme der Nordseite waren ursprünglich Wehrtürme.

In ihrer neuen Gestalt, deren Bauzeit hauptsächlich in die Regierung Kasimirs des Großen (1333—1376) fällt, war die Burg von Krakau Schauplatz wichtigster politischer Entscheidungen des polnischen Staates. Im Gegensatz zu den Thronkämpfen der vergangenen Jahrhunderte folgte Kasimir der Große ohne Thronstreitigkeiten seinem Vater und begann eine Regierung friedlicher Arbeit. Wenn auch das Wort der Chronisten, daß er ein hölzernes Polen übernommen und ein steinernes hinterlassen habe, in vollem Umfang nicht zutrifft, so bedeutet



Oberer Säulengang im Burghof

seine Regierungszeit den Abschnitt größter Bautätigkeit in Polen überhaupt. Mit aller Schärfe muß aber hierbei den immer wieder auftretenden Angaben, daß diese Kirche oder jenes Gebäude vom König Kasimir gebaut worden sei, entgegengetreten werden. Gerade in die Zeit der Herrschaft Kasimirs fällt die Aufbauleistung der deutschen Siedler und Städtegründer, die bekanntlich außer der königlichen Bewilligung für die Ansiedlung und einer gewissen steuerlichen Erleichterung für die ersten Jahre den Aufbau der von ihnen gegründeten Städte ohne königliche Hilfe von sich aus durchführten. Wenn z. B. in Krakau in diesen Jahrzehnten die Tuchhallen gebaut wurden oder die herrliche Marienkirche wesentlich weitergestaltet worden ist, dann hat der König selbst hierzu nicht den geringsten Beitrag geleistet. Träger der Bauten waren die deutschen Bürger. So steht es mit fast allen Bauten aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die, man kann zu den polnischen Chroniken oder Stadtführern greifen, wo immer es sei, angeblich von König Kasimir erbaut worden sind.

Bei dem Bau der Königsburg ist es zweifellos anders gewesen. Hier war der König selbst Bauherr; die technische Leitung des Baues und die Ausführung lag in den Händen deutscher Künstler, wenn uns auch Namen nicht überliefert sind.

Rund 150 Jahre stand die gotische Burg, häufig genug umtobt von Kämpfen. Sie sah die glanzvollen Tage der Regierungszeit Kasimirs und die ernstesten Entscheidungen nach seinem Tode. Da Polen nach dem Aussterben der Piastenkönige an die ungarische Krone fiel, kam Hedwig, die Tochter des ungarischen Königs, auf den polnischen Thron. Durch geschickte Vermittlung einiger Adelskreise gelang es, die Ehe zwischen Hedwig und Jagiello, dem Großfürsten von Litauen, herbeizuführen. Die Hochzeit wurde in Krakau mit großem Prunk gefeiert, war sie doch ein Ereignis von größter politischer Tragweite. Die Vereinigung der beiden größten Oststaaten unter einem Szepter führte zu einer Machtverstärkung Polens, die schließlich ein altes Ziel der polnischen Politik, die Unterwerfung des Ordensstaates, ermöglichte. 1410 zogen in der

Stanislauskapelle auf der Krakauer Burg einige erbeutete Fahnen des Ritterordens ein, die in der Schlacht bei Tannenberg und in den anschließenden Kämpfen in die Hand der Polen gefallen waren. Zwei Jahrhunderte hindurch hat man diese Fahnen auf der Burg als besondere Trophäe aufbewahrt, galten sie doch als Symbol des einzigen Sieges, den der polnische Staat gegen eine westliche Macht errungen hat.

Einige Brände verwüsteten die Burg, die schließlich einer Ausbesserung dringend bedurfte. Dieser Umbau wurde unter König Sigismund I. im Jahre 1506 begonnen. Der Umbau der Burg steht am Anfang eines neuen Kapitels der Kunstgeschichte im Ostraum. Zum ersten Male beginnt die Renaissance Einfluß im Osten zu gewinnen. Sigismund I. war mit einer italienischen Prinzessin Bona Sforza verheiratet, und ihrem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß erstmalig italienische Künstler nach Polen kamen. Zweifellos hat sie auch den Umbau des Schlosses angeregt, denn es dürfte für sie eine große Enttäuschung gewesen sein, als sie aus der Pracht italienischer Paläste in die immerhin einfache, ja ärmliche Krakauer Burg einzog.

Bei dem Umbau der Burg ist ein Mann zu nennen, dessen Initiative für die Ausgestaltung und Durchführung des Baues entscheidend war, der Deutsche Severin Boner. Er kam als Kaufmann aus Landau in der Pfalz nach Krakau und gelangte in kürzester Zeit zu hohen Ehren. Seinem Organisationstalent gelang es, den Haushalt des polnischen Staates in geordnete Bahnen zu lenken. Er genoß völlig das Vertrauen des polnischen Königs, der ihn in die Stellung eines Finanzministers berief. In dieser Eigenschaft lag ihm der Umbau der Burg ob, den er mit allen Kräften unterstützte. Zweifellos ist er auch an der Gestaltung des Baues maßgeblich beteiligt, wenn auch die Durchführung in den Händen italienischer Baumeister lag. Jedenfalls steht fest, daß König Sigismund ihm bei der Durchführung des Burgumbaues völlig freie Hand ließ.

Im Jahre 1509 beginnt der italienische Baumeister Francesco della Vora seine Tätigkeit auf der Burg in Krakau.

Nach seinem baldigen Tode folgt ihm Bartolomeo Berrecci, der den Umbau zu Ende führte. Neben diesen italienischen Meistern treten aber auch deutsche auf, von denen uns mehrere Namen überliefert sind. Gerade diese Baumeister scheinen einen besonderen Anteil an dem Umbau genommen zu haben, denn durch lange Jahre lag die Führung der Bauarbeiten in den Händen dieser Meister.

Der alte gotische Kern der Burg ist nicht wesentlich umgestaltet worden, wie die vielen in den Neubau einbezogenen gotischen Bauteile zeigen. Völlig änderte seine Form das große Schloßgebäude, vor allem seine oberen Teile. Das hohe gotische Dach verschwand ebenso wie verschiedene Türme und Erker, wie sie auf einigen alten Zeichnungen erscheinen. Das früher reich bewegte Bild weicht der ruhigen Front des Palastes. Der ganze Bau wird gleichmäßig hochgezogen und erhält drei Stockwerke. Die Fensterumrahmungen, namentlich des Nordwestflügels, werden einheitlich gestaltet. Die Türme werden dem gesamten Baucharakter angepaßt und bekommen Hauben, wie sie zum Teil noch heute erhalten sind.

Die größte Änderung vollzog sich im Innenhof der Burg. Die schwere, glatte Wand wurde gleichsam weggewischt durch Arkadenvorbauten, die drei Seiten des Schloßhofes umziehen. Entsprechend den drei Stockwerken laufen Arkaden den drei Wänden entlang; die untere und die mittlere Arkade tragen einen Umgang, der mit einem Steingeländer abgeschlossen ist. Auf dem oberen Umgang stehen die Säulen, die das weitvorspringende Dach tragen. Diese Säulen sind doppelt so hoch wie die Säulen des unteren und mittleren Umganges. Durch diesen Wechsel in der Säulenhöhe wird dem ganzen Umgang ein Moment der Leichtigkeit gegeben, das den besonderen Reiz des Innenhofes ausmacht.

Dieser Turnierhof und die prunkvoll eingerichteten Innenräume sahen manch rauschendes Fest und manches Ritterspiel. König Sigismund zog zahlreiche Künstler für die Ausgestaltung der Räume heran, besonders Hans Dürer wirkte mehrere Jahre als Hofmaler auf dem königlichen Schloß in Krakau. Von seiner Hand stammen zahlreiche Fresken in ver-



schiedenen Räumen des Schlosses, die zum Teil noch heute ihre ursprüngliche Frische bewahrt haben.

Die bauliche Umgestaltung ist auch an der Kathedrale nicht spurlos vorübergegangen. Eine Anzahl von Renaissancekapellen wurde dem gotischen Bau angefügt. Die Sigismund- und Waskapelle sind Perlen edelster Renaissancekunst und stellen wohl mit die prächtigsten Baudenkmäler dieser Zeit in Polen dar. Die Kapellenanbauten, die auf der Südostseite durchgeführt wurden, verdecken heute fast ganz den gotischen Charakter der Kathedrale und geben der Südostseite ein ungemein buntes Bild. Leider sind nicht alle Kapellen von der gleichen künstlerischen Vollendung wie etwa die Sigismundkapelle des Florentiner Baumeisters Bartolomeo Berrecci (1519 bis 1530); aber in ihrer Vielgestaltigkeit geben sie dem Gesamtbau seine besondere Note.

Im wesentlichen unverändert blieb die gotische Vorburg. Die mehrfachen Türme, die hohe Mauer und Bastionen wurden wohl verstärkt und ausgebessert, in ihrem alten Zustand aber nicht verändert.

Nicht lange war dieser nun glanzvollen Königsburg eine große Rolle beschieden. Schon 1609 wird die Königsresidenz aus der Burg wegverlegt nach Warschau. Damit kommt die Verlagerung des polnischen Reiches nach dem Osten deutlich genug zum Ausdruck. Was durch die Lubliner Union (1569) bereits Tatsache geworden ist, die Verschmelzung der beiden Staaten Litauen und Polen zu einem einheitlichen Reich, fand durch die Verlegung der Hauptstadt auch nach außen hin einen sichtbaren Ausdruck. Auf der Krakauer Burg wurde es stiller, aber die Bedeutung Krakaus ist nicht gänzlich zurückgegangen. Nach wie vor war Krakau Krönungsstadt und selbstverständlich auch zeitweilig Residenz. Als Krönungsstadt spielte es eine ganz besondere Rolle, da im polnischen Wahlkönigreich (seit 1572) der Krönungswahl und Krönung eine besondere Bedeutung zukam. Nicht selten wurde um die Krönungsstadt Krakau zwischen mehreren Thronprätendenten heiß gestritten, und der Besitz der Stadt war leßthin ausschlaggebend für den siegreichen Bewerber.

ber. Stadt und Burg haben in diesen bewegten zwei Jahrhunderten manches blutige Schauspiel und die immer wiederkehrenden Zeugnisse der polnischen Zwietracht erlebt. Eine entscheidende Rolle hat aber Krakau nicht mehr gespielt bis zu den Teilungen Polens.

1772 ziehen österreichische Truppen in die Stadt ein und besetzen die Burg. In den folgenden 70 Jahren wechselt häufig der Burgherr. Die Österreicher ziehen ab, Krakau kommt nach dem Frieden von Schönbrunn (1809) an das Großherzogtum Warschau von Napoleons Gnaden. Im Verlauf der Befreiungskriege wird Krakau nacheinander von Österreichern und Russen besetzt. Auch der Wiener Kongreß, der für ein Jahrhundert die Grenzen in Osteuropa festsetzt, bedeutet für Krakau keine Befriedung. Es gelingt der französischen Politik, einen kleinen, lebensunfähigen Sonderstaat zu schaffen, der in vielem Ähnlichkeit mit der Freien Stadt Danzig Versailler Herkunft hat. Es war ein Staatsgebilde, das sich selbst in keiner Weise behaupten konnte und Spielball verschiedenster Interessen aller europäischen Großmächte geworden ist. Seine Hauptrolle aber war, Ausgangspunkt und Herd verschiedener Aufstände zu sein. Es ist selbstverständlich, daß die umliegenden Großmächte diesen Zustand nicht auf die Dauer ertragen konnten. Mehrfach war bereits die freie Stadt im Verfolg der Unterdrückungsmaßnahmen durch preussische, österreichische oder russische Truppen besetzt worden. Um diesen Gefahrenherd endgültig zu beseitigen, besetzten österreichische Truppen 1846 Stadt und Burg Krakau, nachdem in einer Verständigung die drei Großmächte diesen Schritt beschlossen hatten.

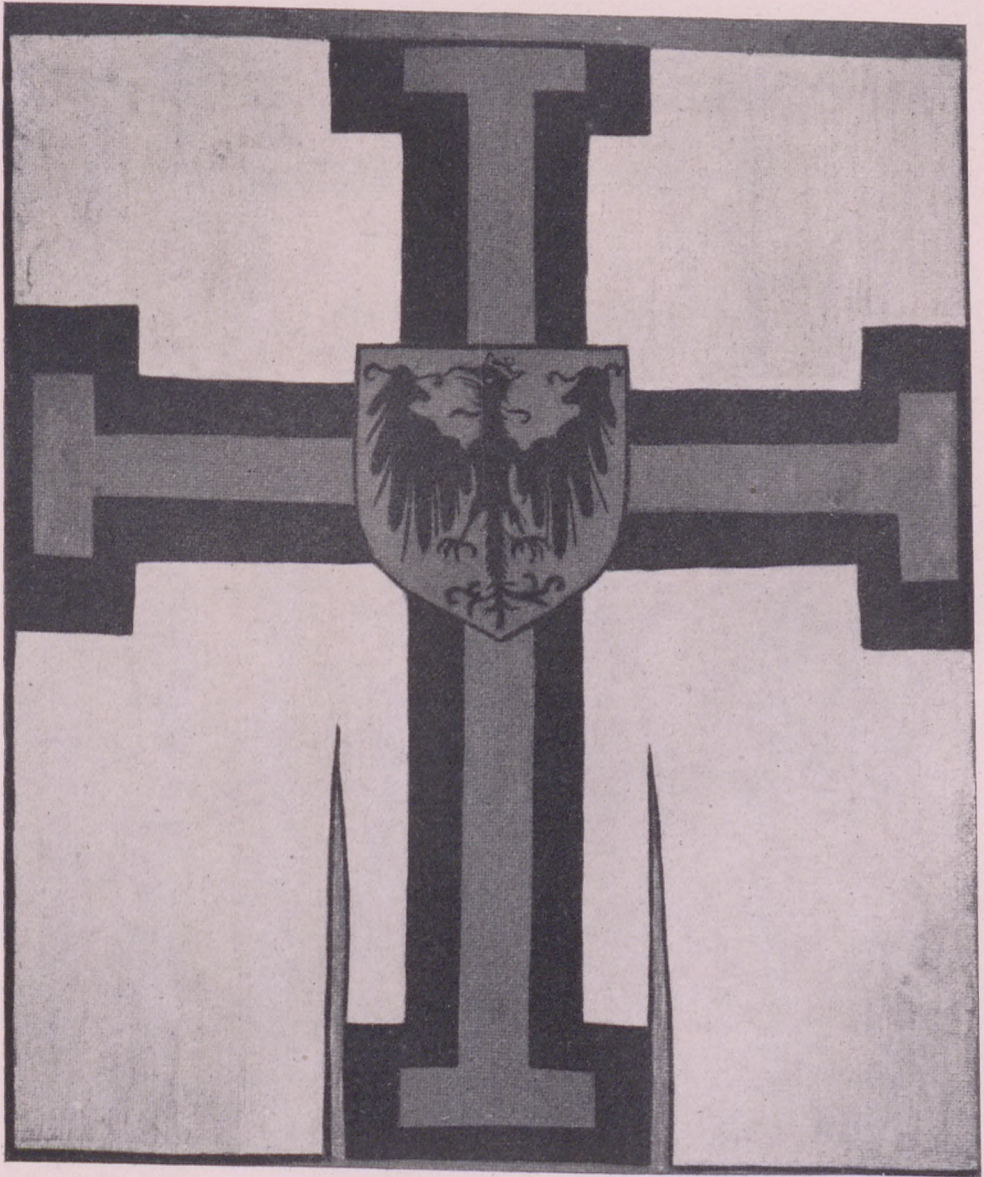
Die Österreicher fanden die Krakauer Burg in größter Verkommenheit vor. Die letzten 2½ Jahrhunderte hatten aus dem stolzen Bau ein verwahrlostes Haus gemacht. Wohl war das Äußere des Renaissance Schlosses noch erhalten, während die gotische Vorburg durch die verschiedenen Belagerungen und Beschiefungen stark gelitten hatte. Österreich sah sich gezwungen, auf dem Burgberg eine Kaserne anzulegen und ein Militärspital zu bauen. Hierbei schonte man den eigentlichen Schloßbau, der durch alle

diese baulichen Veränderungen in keiner Weise berührt wurde. Der Umbau erstreckte sich nur auf die gotische Vorburg, von der weite Teile abgetragen wurden. An ihre Stelle traten die schon erwähnten militärischen Bauten.

Trotzdem Krakau als österreichische Festung ausgebaut wurde, ist eine Verstärkung der Burgbefestigungen nicht erfolgt. Erfreulicherweise haben Stadt und Burg während des Weltkrieges nicht gelitten. Der neuerstandene polnische Staat hat eigenartigerweise nichts mit der Burg anzufangen gewußt. Man richtete in langjähriger, langsamer Arbeit das Gebäude wieder her, mit der Bestimmung, Repräsentationsstätte für den polnischen Staatspräsidenten zu sein. Aber bei der geringen Bedeutung Krakaus für das politische Leben, Krakau war nur eine Provinzstadt, war der Bau nicht genügend verwendbar. So entschloß man sich, die Krakauer Burg zu einem Museum umzugestalten, und vereinigte die verschiedensten Museumsstücke in den wiederhergerichteten Räumen. Nebenbei aber war die Burg für Repräsentationszwecke bereit, und einige Empfänge, darunter wohl als wichtigster der politisch bedeutsame Besuch des rumänischen Königs Carol im Jahre 1938, fanden darin

statt. Die übrigen Gebäude verfielen, so besonders die militärischen Bauten in der Vorburg. In ein Gebäude legte man ein volkshundliches Museum, kurzum die ganze Burg bot den typisch polnischen Zustand der einerseits übertriebenen kalten Pracht, wie sie in den restaurierten Burgräumen zum Ausdruck kam, und hart daneben einen Verfall, wie er für die polnische Teilnahmslosigkeit kennzeichnend ist.

Der Blitsfeldzug in Polen hat Krakau unverfehrt unter die Hoheit des Deutschen Reiches gebracht. Heute wehen die siegreichen Fahnen des Großdeutschen Reiches über den Türmen der Burg. Der große, durch Jahrhunderte laufende Kreis ist geschlossen. Was deutsche Tatkraft und Arbeit einst hier geschaffen haben, ist dem deutschen Volke endlich wiedergegeben. Die zwei Burgen an der Weichsel, Krakau und die Marienburg, umgreifen das gesamte Geschehen eines Jahrtausends in Osteuropa. Hier wie dort Klinder der deutschen Leistung und des darauf aufbauenden Führungsanspruches. Endlich ist wieder der Strom, der beide Burgen verbindet, in deutscher Hand; die Burgen aber sind Symbole für den ewigen Bestand deutscher Tatkraft.



Das große Banner des Hochmeisters Ulrich von Jungingen  
in der Schlacht von Tannenberg 1410



Detlef Krannhals

## Die Fahnen des Ordensritterheeres von 1410

Nach der Gepflogenheit des Mittelalters rückten im Juli 1410 die Heerhaufen des deutschen Ritterordens reich bewimpelt und unter dem symbolischen Vorantritt ihrer Feldzeichen in die Schlacht. In der Form von Wimpeln an langen Lanzen befestigt führte das Aufgebot der Ritter, die Fähnlein der Komtureien, die Heerhaufen der Städte und der Söldner ihre Feldzeichen in den Kampf. Wegen die östliche Übermacht erlag das Ordensheer an einem heißen Julitag auf ungünstig gewähltem Schlachtfeld und 51 Feldzeichen gingen verloren. 1411 überführte der polnische König — litauisch-preussischen Blutes — Jagiello, diese und andere im Kampfe mit dem Ordensheere erbeuteten Fahnen nach Krakau und ließ sie dort auf dem Wawel in der Stanislauskapelle aufhängen. Schon ein Zeitgenosse, der polnische Historiker Dlugosz, muß um ihren Verfall besorgt gewesen sein und veranlaßte, um die Erinnerung an den Tag von Tannenberg zu verewigen, daß die Fahnen durch den wahrscheinlich deutschen Maler Stephan Durink auf Pergament abgemalt wurden. Dlugosz hat zum Teil persönlich den einzelnen Blättern übrigens nicht immer ganz richtige Beschreibungen der dargestellten Fahnen hinzugefügt.

Auf diese Weise ist uns von deutscher Hand das Aussehen der Fahnen überhaupt erhalten geblieben, weil die Originalfahnen wahrscheinlich schon etwa 200 Jahre nach ihrer Eroberung zu Staub zerfallen waren, denn schon 1597 waren sie nach dem Bericht des Chronisten Bielski kaum zu erkennen.

1603 spricht ein Führer durch die Kirchen der Stadt Krakau zwar noch von den in der Kapelle des Stanislaus vor-

handenen Fahnen, aber seitdem fehlt jede Nachricht über ihr tatsächliches Vorhandensein. Eine polnische Arbeit über Krakau und seine Umgebung, die Ambrosius Grabowski 1844 herausgab, stellt fest, daß von den Fahnen um diese Zeit keine Spur mehr vorhanden ist und nimmt an, daß bei der letzten Erneuerung des Gewölbes in der Krakauer Kathedrale „diese Standarten schon durch die Zeit beschädigt sein mögen, und, auf die Seite geschoben, eine Beute der Vernachlässigung wurden“. Bis auf den Krakauer Domherrn Dlugosz, der die Festhaltung der Fahnenoriginalen durch deutsche Hand veranlaßte, hat sich das Polentum also wenig um diese Erinnerungsstücke gekümmert. Dagegen wurde durch die polnische Geschichtspropaganda des 19. Jahrhunderts die Erinnerung an Tannenberg als der volkstümliche Ausdruck des über das Deutschtum obliegenden Polentums wieder lebendig, und die Nationaldichtung bemächtigte sich dieses schon in seiner Überlieferung nicht ganz klaren Stoffes. Als erster ist dies wohl nach der wissenschaftlichen Veröffentlichung der Fahnenbilder in einem Werke des Krakauer Professors Mruzyszowski der Historizismus des polnischen Malers Matejko gewesen, der durch sein Kolossalgemälde „Die Schlacht bei Grunwald“ die Ordensfahnen wieder einer breiteren Öffentlichkeit zur Kenntnis führte.

Der polnische Interimsstaat erinnerte sich dieser Symbole wahrscheinlich etwa 1926/27 und ließ nach der Originalhandschrift von Dlugosz Nachbildungen anfertigen, deren Zweck lediglich gewesen ist, mit ihnen eine chauvinistische Reklame zu treiben und vor allem der ausländischen Öffentlichkeit in ihnen ein sichtbares Zeichen des über das Deutschtum



Das Feldzeichen des Komturs  
und der Stadt Graudenz

einst obziegenden Polentums vorzuführen. Abgesehen von der unbestreitbaren Tatsache, daß in der Schlacht von Tannenberg sich ja nicht Deutschland und Polen gegenüberstanden, sondern auf Seiten des Ordensheeres ein Zwanzigstel des deutschen Staatsraumes vertreten war, während auf der anderen Seite ein aus östlichen Völkerschaften vieler Zungen gemischtes übermächtiges Heervolk unter Führung litauisch-preußischer Herkunft kämpfte, war die Zurschau- stellung dieser Symbole der alten Ordens- fahnen auf der Krakauer Burg und auch auf der Weltausstellung in New York ein Mißbrauch der Abbilder deutschen Nationaleigentums.

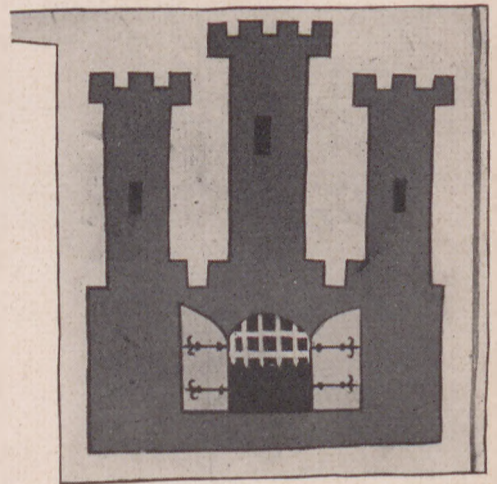
Von den 51 Fahnen, die aus dem Treffen von Tannenberg stammend, in die 1448 verfaßte Pergamenthandschrift von Dlugosz „banderia Prutenorum“ auf- genommen wurden, sind 18 auf Seide ge- malte, technisch gute Nacharbeitungen auf der Krakauer Burg vorgefunden worden. Unter welchem Gesichtspunkt diese 18 Fahnen ausgesucht wurden, ist nicht überall ersichtlich. Es befinden sich darun- ter die Fahnen des Hochmeisters und das Banner des Heiligen Georg, die Fahnen westpreußischer und ostpreußischer Kom- tureien und Städte, ohne daß man sich dabei an die wichtigsten Städte oder die schönsten Abbildungen gehalten hätte.

So fehlen z. B. unter den Nachbildungen das sehr schöne Banner von Königsberg, (während das der Altstadt Königsberg vorhanden ist), die von Graudenz und Thorn, ebenso wie die Banner der liv- ländischen Ritterschaft und das von Mewe.

In die Marienburg werden die fol- genden 18 Fahnen überführt: Das große Banner des Ordensmeisters, das ein schwarzes Kreuz mit goldenem Mittel- streifen und ein Wappenschild mit dem schwarzen Reichsadler auf goldenem Grunde zeigt. Es wurde in der Schlacht vom Hochmeister Ulrich von Jungingen geführt.

Das kleine Banner des Ordens- meisters, vom gleichen Aussehen wie das große mit dem einen Unterschied, daß es nicht wimpelartig ausgezackt ist wie das große Ordensbanner. Es hieß auch „die Rennfahne“. Der Großmarschall des Ordens Friedrich Wallenrod führte das Banner des Ritterordens, das, gezackt geschnitten wie das große Banner des Ordensmeisters, das schwarze einfache Ordenskreuz auf weißem Grunde zeigt.

Das Banner des Heiligen Georg im Ordensgebiet wurde von Georg Gerstorf geführt. Unter ihm kämpften deutsche Hilfstruppen aus dem deutschen Reiche.



Das Feldzeichen der Stadt  
Thorn

Es zeigt ein weißes Kreuz auf rotem Felde und an der Oberkante eine wimpelartige Verlängerung.

Das Banner des Herzogs Kasimir von Stolp zeigt einen roten Greifen. Es wurde vom Herzog in der Schlacht selber geführt.

Das Banner des Herzogs Konrad des Weissen von Ols führt den schwarzen Adler auf gelbem Grund. Unter ihm kämpften Soldaten aus dem Herzogtum Breslau und Schlesien, der Herzog selbst wurde in der Schlacht gefangenengenommen.

Das Banner des Bischofs von Pomezanien, das Marquard von Riesenburg führte, zeigt einen gelben Adler mit Heiligenschein auf rotem Grunde von zwei Bischofsstäben flankiert, der in den Fängen ein Schriftband hält.

Das Banner des Komturs und der Stadt Danzig führt das alte Danziger Wappen, zwei weiße Kreuze auf rotem Grunde (ohne Krone). Unter ihm kämpften in der Schlacht bei Tannenberg die Danziger Seefahrer „die Schiffskinder“ — „kühne und schnelle Menschen, die vor keiner Todesart zurückschrecken“, wie der polnische Chronist dazu vermerkt. Ein zweites Banner der Komturei Danzig, weiß mit schwarzem Querstrich, befindet sich nicht unter den 18 ausgewählten Fahnen. Es wurde in der Schlacht von Johannes von Schönfeld geführt.

Das Banner der Stadt und der Komturei Kulm, das der Bannerträger von Kulm, Nikolaus von Kenys, führte, zeigt rote Schlangelinien auf weißem Grund und an der Oberkante ein kleines kopfstehendes Kreuz. Das Banner der Komturei und Stadt Tuchel, das zwei weiße und zwei rotgestreifte Felder aufweist, ist nicht ganz sicher beglaubigt, da auf ihm das Wappen der Komturei Tuchel fehlt. Nach Dlugosz wurde es von dem Komtur Heinrich von Tuchel geführt.

Das Banner der Stadt und der Komturei Schönsee zeigt zwei rote Fische auf weißem Grund, das der in der Schlacht gefallene Komtur von Schönsee Nikolaus von Feilitzsch führte. Unter ihm kämpften die Ordensritter und Bürger von Schönsee.



Das Feldzeichen des Komturs und der Stadt Mewe

Das Banner der Vogtei Brattean und Neumark, das drei braune Hirschstangen auf weißem Grunde trägt, und das der Vogt der Ordensburg Brattean Johann von Keden führte.

Das Banner der Altstadt Königsberg, das im Oberteil eine rote Krone auf weißem Felde und unten ein weißes Kreuz in rotem Felde zeigt, führte der Bürgermeister von Königsberg. Es entspricht dem Wappen der Altstadt Königsberg.

Das Banner der Stadt Brandenburg zeigt entsprechend dem Wappen des Gründers der Stadt den roten märkischen Adler. Es wurde vom Komtur von Brandenburg Marquard von Schalksbach geführt.

Das Banner der Stadt Braunsberg zeigt die beiden Ordenskreuze, das obere schwarz in weißem Feld und das untere weiß in schwarzem Feld.

Das Banner der Stadt Bartenstein wurde vom Pfleger von Bartenstein geführt. Es zeigt eine weiße Art auf schwarzem Grunde.

Das Banner der Komturei Balga führte der Komtur von Balga, es zeigt einen roten Wolf auf weißem Grunde, was dem Wappen dieser Komturei entspricht. Eine Stadt Balga, wie sie Dlugosz in seiner Handschrift erwähnt, hat es nicht gegeben.

Bei den hier abgebildeten Bannern handelt es sich bis auf das Banner des Hochmeisters um solche westpreussischer Städte, die sich nicht unter denen in die Marienburg eingeholtten befinden. Das Banner von Thorn, das das alte Thorer Wappen mit der Burg zeigt, das von Graudenz, auf dem das Wappen des Graudenzler Komturs, das Büffelhaupt, geführt wird, und das von Mewe mit zwei gekreuzten Pfeilen (oder ein Pfeil und eine Keule?) auf rotem Grund.

Wenn diese Ordensfahnen nach dem siegreichen Polensfeldzug nunmehr durch den Gauleiter und Reichsstatthalter in Danzig-Westpreußen in den Schutz des

Deutschen Reiches übernommen werden, und diese von der polnischen Geschichtspropaganda irredeuteten Symbole vergangener deutscher Feldzeichen wieder ihren alten Platz in der Marienburg angewiesen erhalten, so liegt darin ein tiefer Sinn: es ist die gerechte Sicherstellung der Abbilder deutschen National Eigentums vor der einstmals mit ihnen getriebenen geschmacklosen, nationalpolnischen, Auslandspropaganda. In ehrenvollem Kampfe gelangten sie in die Hand des Feindes — nach fast 5½ Jahrhunderten führt ein ehrenvoller Kampf ihr Symbol an die Stätte ihres Ursprungs zurück.

## Herrn Heinrichs Wasserfahrt

Herr Heinrich Reuß von Plauen,  
Der fuhr auf starkem Floß  
Stromab im Abendtauen,  
Und mit ihm Mann und Roß.

Die Ritter alle ruhten.  
Herr Heinrich hielt die Wacht.  
Er lenkte durch die Fluten  
Das Floß die lange Nacht.

Da hörte er es sagen,  
Nicht sah er, was da sprach:  
„Du Stolzer wirst einst klagen  
Und leiden bittre Schmach.“

„Ich seh's, wie du im Streiten  
Voran das Banner trägst,  
Und mit dem Schwert, dem breiten,  
Den frechen König schlägst.“

„Und sehe dich verraten,  
Den Besten hier im Land,  
Beschuldigt schlimmer Taten,  
Gefangen und verbannt.“

„Weh, daß auf Erden Gutes  
So üblen Lohn empfängt,  
Von Schelmen frechen Mutes  
Verhöhnt wird und gekränkt.“

Des Stromes Wellen klingen.  
Der Feld betroffen lauscht.  
Mit unsichtbaren Schwingen  
Der Wind im Köhricht rauscht.

Die Stimme kam nicht wieder.  
Das war der Wassermann.  
Herr Heinrich rief: „Ihr Brüder,  
Schon hebt der Morgen an!“

„Die Wasserfahrt will enden.  
Des Himmels Rosen blühen.  
Nun gürtet eure Lenden!  
Dort seh' ich Schloß Marien.“



## Ein halbes Jahr deutsches Generalgouvernement Polen

Niemand kann behaupten, daß die außenpolitische Entwicklung bis zum Ausbruch des deutsch-polnischen Feldzuges und der spätere Verlauf des englischen Krieges nach einem vorgesehenen Programm abgerollt wurden. Es ist notwendig, darauf hinzuweisen, daß sowohl die erfolgreiche deutsche Außenpolitik wie die errungenen Vorteile der deutschen Kriegsführung nicht zuletzt ermöglicht wurden auch durch die dumme Handlungsweise unserer Gegner. Zum Thema interessiert uns vor allem dieses eine: die Liquidierung des polnischen Staates war am 1. September noch nicht beschlossen, viel weniger in der Vorgeschichte des Krieges, die durch die alleinige Schuld der polnischen Amateurpolitiker aus der Ablehnung der berechtigten deutschen Ansprüche zur Kriegsauslösung führte. Das Generalgouvernement ist also nicht entstanden, weil Adolf Hitler Polen absichtlich vernichten und einen Kumpffstaat unter deutscher Führung errichten wollte, sondern aus dem Zwange der Verhältnisse und des siegreichen Feldzuges der 18 Tage. Bei einer Betrachtung der kurzen Entstehungsgeschichte des Generalgouvernements ermißt man den verantwortungsvollen Auftrag, den die politische Führung des polnischen Reststaates übernahm, nach dem das Land von deutschen Soldaten erobert worden war und zunächst durch eine Militärverwaltung vor einem völligen Chaos bewahrt wurde. Als die sogenannten polnischen Armeeführer und die sogenannten polnischen Staatsmänner ihr Volk im Stich ließen und sich ins Ausland begaben, hätte jede ordnende Hand gefehlt, wenn nicht zunächst die deutsche Militärverwaltung den erfolgreichen Versuch der Wiederherstellung möglichst normaler Verhältnisse im Leben des polnischen Volkes unternommen hätte. Durch Erlaß des

Führers vom 12. Oktober 1939 wurde Reichsminister Dr. Frank dann zum Generalgouverneur für die besetzten polnischen Gebiete ernannt. Das war die Geburtsstunde des Generalgouvernements, des polnischen Reststaates, den Dr. Frank später als die „Heimstätte der Polen“ bezeichnete und der, nach Abtrennung der nun zum Reich gehörenden Teile der zusammengekrachten Republik und nach der Eingliederung der östlichen Gebiete in Rußland, als Rechtsnachfolger des polnischen Staates anzusehen ist. Das Generalgouvernement, dessen endgültige Bezeichnung und Rechtsstellung zur Zeit noch nicht festgelegt ist, hat eine Größe von 100 000 qkm und grenzt im Norden an den Warthegau und an Ostpreußen, im Osten an Sowjetrußland, im Süden an Schlesien und an die Slowakei. Das Generalgouvernement zerfällt verfassungsmäßig in vier Distrikte, Krakau, Warschau, Lublin und Radom, an deren Spitze je ein Distriktschef steht, der den Titel Gouverneur führt. Der Distrikt ist in Kreis- bzw. Stadthauptmannschaften unterteilt, die unter deutscher Führung eines Kreis- bzw. Stadthauptmannes stehen. Die Kreishauptmannschaft ist im Vergleich zur Reichsgliederung eine Zwischenlösung von Regierungsbezirk- und Kreiseinteilung. Die Kreishauptmannschaft zerfällt in Gemeinden, die von polnischen Bürgermeistern, *Wojts* genannt, verwaltet werden. Die Fühlung zwischen höherer deutscher Verwaltung und der polnischen Bevölkerung wird lediglich hergestellt durch den Kreishauptmann, der ständig Weisungen an die *Wojts* erläßt und durch die *Wojts* die Wünsche der polnischen Bevölkerung erfährt. Dieser Verwaltungsaufbau ist der erstmalige Versuch einer politischen deutschen Führung außerhalb der Grenzen Großdeutschlands.

Wie drückt sich die dem polnischen Reststaat aufgesetzte deutsche Führung aus und wie vollzog sich die Wiederherstellung einer einigermaßen normalen Entwicklung des Wirtschaftslebens? Denn diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten. Es läßt sich denken, daß der Blitzkrieg in Polen und die Weiterung aus der Auflösung der polnischen Republik plötzlich und rasch zu realisierende Entscheidungen notwendig machte. Es war vorerst nicht eine einheitliche Linienführung denkbar, vor allem muß man sich vorstellen, daß in diesem Raum über die Grenzen des jetzigen Generalgouvernements hinaus seit dem 1. September eine Völkerwanderung ausgelöst wurde, die in ihrem Ausmaße einmalig in der modernen europäischen Geschichte ist. Unzählige Millionen Menschen sind bewegt worden vom Westen nach dem Osten, umgekehrt und in allen möglichen Himmelsrichtungen. Es ist auch jetzt nicht möglich, eine einigermaßen zutreffende Bevölkerungszahl zu nennen. Nach der letzten Volkszählung von 1931 müssen rund 11 Millionen Einwohner in diesem Gebiet vorhanden sein. Da die Zunahme seit dieser Zeit auf ungefähr 8 Prozent geschätzt werden muß und die Einwanderung nach dem polnischen Feldzug weit größer ist als die Kriegsverluste, kann man annehmen, daß sich heute etwa 13—14 Millionen Menschen innerhalb des Generalgouvernements befinden. Das ergäbe eine Bevölkerungsdichte von mehr als 130 Menschen je qkm, ein Prozentsatz, der fast etwa dem des Altreiches entspricht. Wenn man bedenkt, daß in der liquidierten Republik Polen die Bevölkerungsdichte 88 auf dem Quadratkilometer betrug, ersieht man, daß der polnische Reststaat, das Generalgouvernement, die besiedelten Kernstücke des alten Staates behalten hat.

Aus diesen Angaben wird ersichtlich, daß es kein leichtes Bemühen ist, die Bevölkerung des Generalgouvernements zu ernähren und ihre wirtschaftliche Existenz zu sichern. Es trifft weder zu, daß das Generalgouvernement in einer seiner jetzigen Form ein landwirtschaftliches und forstliches Überschufgebiet ist, noch besitzt dieser polnische Reststaat die Mittel und die Einrichtungen zur Befriedigung sei-

ner Bedürfnisse an eine eigene Industrieproduktion. Will man die Neuordnung der Verhältnisse, die Einhaltung bestimmter Gesichtspunkte überprüfen, so muß man sich ins Gedächtnis zurückerufen, daß aus der zunächst provisorischen Form der politischen und wirtschaftlichen Führung und Lenkung sich erst allmählich der Durchbruch zur normalen, endgültigen Entwicklung herausbildete. Das Land wurde in Mitleidenschaft gezogen zuerst durch die polnische Mobilmachung, dann durch die Tatsache der Kriegsführung auf diesem Boden, dann durch die Flüchtlingsbewegung der Bevölkerung, schließlich durch die Zerstörungen und sonstigen Auswirkungen der Kriegshandlungen. Bei der alles umfassenden wirtschaftlichen Neuordnung fällt vor allem auf, in welchem Anfange die politische Blickrichtung der Arbeit im Generalgouvernement die Funktionen der Wirtschaft weckte und lenkte. An diesem deutschen Beispiel wird wieder einmal klar, welche überragende Stellung eine vernünftige Politik gegenüber der sich ihr unterzuordnenden Wirtschaft ausübt. Wir haben das Beispiel der sechsjährigen Entwicklung im Reich vor Augen. Dort setzte sich allmählich, aber, der endgültigen Form immer näherkommend, das Gesetz des Vorranges der Politik über die Wirtschaft durch. Hier nun im Generalgouvernement war es die große Aufgabe, in kürzester Frist den kriegsbeschädigten Wirtschaftskörper eines Reststaates nicht nur zu heilen, sondern ihm auch ein neues Aussehen zu geben, das der Führungsaufgabe des Generalgouverneurs, wie sie ihm auf allen Gebieten obliegt, im gleichen Maße entspricht. Dieses verantwortungsvolle Werk ist nicht nur versucht und begonnen worden, sondern es befindet sich nunmehr inmitten seiner Erfüllung. Der Politiker Dr. Frank war gleichzeitig nicht nur der Schöpfer wirtschaftlicher Parolen, sondern auch der Schöpfer eines wirklichkeitsnahen Wirtschaftsprogramms, das Tag um Tag in die Tat umgesetzt wird.

Es ist nur ein Ausdruck der Gerechtigkeit, wenn man in die Anerkennung über das Gelingen der vielseitigen Anstrengungen, die Wirtschaft des Generalgouvernements wieder in Schwung zu bringen, alle einschließt, die daran beteiligt

sind. Es sind das die politischen Führer, die Beamten, die Wirtschaftler mit treuhänderischen Aufgaben, die Eisenbahn- und Postbeamten usw. Generalgouverneur Dr. Frank hat die Zügel der Führung straff in seiner Hand. In ihm verbindet sich die Gabe, praktisch-gegenwartgebundene Entscheidungen mit Sofortlösungen und die Planung auf das Idealbild der Zukunft miteinander in Vereinbarung zu bringen. Diese realistische Politik, fundamentierte auf dem Boden nationalsozialistischer Denkweise, ist der Motor für das frische pulsierende Leben, das nun seit einigen Monaten im Generalgouvernement läuft und das nach dem Willen Dr. Franks nicht gehemmt werden soll durch muffig-bürokratische Widerstände. Der neue Typ des politischen Führers, der als Beamter, Wirtschaftler oder an einen freien Beruf, soll angeregt werden durch die frische Luft, in der die praktische Tätigkeit jeglicher deutschen Betätigung im Generalgouvernement sich vollziehen kann. Selbstverantwortung, Eigeninitiative und ausdauernder Fleiß sind die täglichen Vorsätze jedes Deutschen, der im Generalgouvernement Amt und Aufgabe hat.

Die Notwendigkeit einer realen Betrachtungsweise, gerade für einen Reichsdeutschen, der hier erstmalig neue Bedingungen antrifft, erklärt sich vor allem auch durch die Vielfalt der Aufgaben. Jeden Tag spürt derjenige, der mit den Dingen zu tun hat, die Berechtigung des Vorwurfes, daß die Republik Polen unter der „polnischen Wirtschaft“ zu leiden hatte. Der Eingriff der deutschen Verwaltung und der Wirtschaftslenkung mußte überall erfolgen. Bis in den kleinsten Betrieb reichte die Hand der deutschen Aufsichtsbehörde hinein. Hier fehlte ein Betriebsführer, dort waren keine Rohstoffe mehr, in vielen Betrieben waren sowohl wichtige Maschinen als auch die gesamte Buchhaltung verschleppt, wo anders war die Belegschaft geflohen. Ein schweres Kapitel war, die Währung in Ordnung zu bringen. Diese internen Sorgen, also solche, die der Versorgung der polnischen Bevölkerung galten, waren kein Grund, die Bedürfnisse der deutschen Kriegsführung unberücksichtigt zu lassen. Man kann deshalb von einem großen Er-

folg sprechen, wenn nicht nur fast alle wesentlichen Betriebe in Gang gebracht, die Arbeitslosen von der Straße geholt wurden und sogar daran gedacht werden konnte, Arbeitslosenunterstützung zu zahlen. Aus Staatsmitteln sind dafür fast 200 Millionen Bloth ausgegeben worden. Eine Maßnahme, die wohl ein Zeugnis dafür ist, wie ernst die deutsche Führung sich dem Schicksal der polnischen Bevölkerung zuwandte. In diesem Jahr nun soll erprobt werden, ob eine Selbstversorgung des Landes möglich ist. Es soll angestrebt werden, daß dieser Raum keine wirtschaftliche Belastung für das Großdeutsche Reich verursacht, im Gegenteil, ein Austausch zwischen Deutschland und dem Generalgouvernement mit gleichen Anteilen stattfinden kann. Das Vorhandensein des jüdischen Elements überall in der Bevölkerung ergibt von allein die Schlussfolgerung, daß es angesichts der geringen Zahl der deutschen Überwachungsorgane eine Marktregulierung von Lebensmitteln und -artikeln des täglichen Bedarfs, gemessen an reichsdeutschen Verhältnissen hier nicht geben kann. Trotzdem wird alles getan, um den Preiswucher und den Schleichhandel zu behindern.

Eine Rundreise durch das Land überzeugt davon, daß im Generalgouvernement die innere Befriedung im großen und ganzen gelungen ist, wohl wird es immer Kreise geben, die nicht glauben wollen, daß die Republik Polen ein für allemal zu bestehen aufgehört hat. Abgesehen von unwesentlichen Einzelfällen ist der „polnische Aufstand“ ausgeblieben. Die Masse der polnischen Bevölkerung, die an sich kein schönes Leben kannte, ist zufrieden, wenn sie Arbeit und Brot hat, und daß sie beides erhält, dafür wird gesorgt. Die Bauern erhalten zum ersten Male anständige Preise und bekommen erstmalig bares Geld in die Hand. Die Arbeiter sind, sofern das früher der Fall war, an ihren Arbeitsplätzen, und nur diejenigen Kreise, die bisher überhaupt nicht gearbeitet haben, verspüren jetzt die ordnungsgebietende deutsche Autorität, die zuerst die Arbeitslosen zur Landarbeit im Reich aufrief und nunmehr dazu übergegangen ist, die Arbeitsdienstpflicht für bestimmte Jahrgänge einzu-

richten, die vor allem diejenigen umfaßt, die sich für eine landwirtschaftliche Arbeit eignen.

Die Maßnahmen jeglicher Art, die von der deutschen Führung in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht getroffen werden, dienen erstens dem Interesse des Großdeutschen Reiches, das ein Land an seiner Grenze befriedigt wissen will, das die wirtschaftlichen Möglichkeiten für die Kriegswirtschaft feststellt und sie ausnützt, und zweitens sind die Maßnahmen ebenso veranlaßt von dem Willen, der polnischen Bevölkerung von Nutzen zu sein. Es ist schon festgestellt worden, daß die Annahme falsch wäre, das Gebiet des Generalgouvernements wäre ertragreich und ergiebig, nur die erprobte deutsche

Organisation und ein straffes Regiment werden ganz allmählich, aber mit der Aussicht auf Gelingen, die Neuordnung ausführen können. Die praktischen Versuche und die Schritt für Schritt erfolgende Verwirklichung der Pläne verlangen vor allem Männer, die hier tätig sind, eine selbst geprägte und auf die Verhältnisse zugeschnittene Einstellung. Die Notwendigkeit, deutsche Politik im volksfremden Raum zu machen, schafft von sich die Voraussetzung für die Erziehung und Formung einer neuen Art, nationalsozialistische Politik zu treiben. Dr. Frank und der Stab seiner Mitarbeiter sind dem Schicksal dankbar, daß es sie an diesen wichtigen Platz einer erstmaligen Bewährung gestellt hat.

## Die Kulturarbeit des Deutschen Ordens in Westpreußen

Wer kennt nicht jenes klassische Wort von den „rauflustigen Soldaten und streng rechnenden Verwaltern, den wagemutigen Kaufleuten, den entsagenden Mönchen und weitblickenden Staatsmännern“, mit dem Heinrich von Treitschke das Wesen der Brüder vom Deutschen Orden gekennzeichnet hat? Es sind etwa 80 Jahre ins Land gegangen, seit Treitschke sein weltberühmtes Essay über das Ordensland Preußen schrieb. In Generationen deutscher Menschen hat die farbenprächtige Schilderung, die seine unvergleichliche Erzählergabe von dem Orden und seinem Staat an der Weichsel entwarf, Begeisterung über die reiche Geschichte unseres Volkes, Liebe zur Heimat und Ehrfurcht vor den großen Gestalten unserer Vergangenheit geweckt, und auch heute gibt es niemanden, der dieses Buch ohne inneren Gewinn aus der Hand legen möchte. Es ist bisher durch keine neuere Darstellung in den Schatten gestellt worden, und man wird es auch in der Zukunft immer wieder allen jenen empfehlen müssen, denen an einem geschlossenen Gesamtbild über die geschichtliche Gestalt des Deutschen Ordens liegt.

Hieran wird und soll auch die Tatsache nichts ändern, daß von verschiedenen Seiten aus Kritik an Treitschkes Werk geübt worden ist. Nicht mit Unrecht hat man ihm gegenüber den Vorwurf erhoben, daß er die politischen und militärischen Seiten im Aufgabenbereich des Ordensstaates allzusehr in den Vordergrund seiner Darstellung gerückt habe. Gewiß werden einzelne Waffentaten des Ordens einen unantastbaren Ehrenplatz in der Geschichte des ewigen deutschen Soldatentums einnehmen, werden die Größe und Kühnheit weltpolitischer Beziehungen, in deren Bannkreis sich das

Ordensland an der Weichsel seit seiner Gründung hineingestellt sah, nie ihren Eindruck auf den rückwärtigen Beschauer verfehlen. Aber leztthin handelt es sich doch hierbei um Ereignisse und Zusammenhänge, die der Geschichte angehören, ohne mehr als eine rein staats-theoretische Beziehung zur Folgezeit zu hinterlassen. Am Abschluß ihrer eigentlichen Entwicklung stehen ein Tannenberg und die Friedensschlüsse von Thorn. Gerade die Tatsache, daß trotz verzweifelter Bemühungen so viele Aufgaben innen- und außenpolitischer Art von den Feldherren und den Staatsmännern des Ordens nicht gelöst werden konnten, hat, wie wir alle wissen, schließlich nicht allein den Untergang der Ordensgemeinschaft selber, sondern auch den Auseinanderfall ihres weiten Machtbereichs zwischen der Oder und dem Peipussee herbeigeführt.

Aber eines ist in dem allgemeinen Zusammenbruch erhalten geblieben und hat alle Wechselfälle der Zeiten bis zum heutigen Tag hin überdauert: Die Kulturarbeit, die der Orden in seinen Landen leistete, hat sich entwickelt und Früchte getragen; sie kündigt heute noch von jenen Männern, die das erste dauerhafte Saat Korn deutschen Lebens in diesen Boden gesenkt haben. In einer Zeit, da sich vor unsern Augen die Anfänge eines neuen, großen Aufbauwerks abzeichnen, wenden sich unsere Blicke zurück in ein Jahrhundert, dem ein noch gewaltigeres Aufbauwerk deutscher Menschen in diesem Lande sein Gepräge verliehen hat.

Um das Kulturwert des Deutschen Ordens in seiner einmaligen Größe würdigen zu können, erweist es sich als notwendig, mit einigen Worten auf die Anfänge der deutschen Rückwanderung ins Weichselland einzu-

gehen. Sie wurde im 12. Jahrhundert durch deutsche Geistliche eröffnet, die mit dem Bischof Otto von Bamberg an der Spitze die Missionstätigkeit in Pommern aufnahmen; es dauerte nicht lange, bis auch deutsche Kaufleute, Gewerbetreibende und Landritter ihren friedlichen Einzug hielten. Wenn die Bildung einer bedeutenden deutschen Volksgruppe an der Weichsel so rasche Fortschritte machte, so lag dies nicht zuletzt an der regen Förderung, die die slawischen Landesherren von der Danziger Fürstenburg aus den deutschen Zuwanderern angedeihen ließen. So wurden die Klöster und die Konvente der deutschen Ritterorden mit reichen Besitztungen und wichtigen Sonderrechten ausgestattet, allen voran die alte Zisterzienserabtei Oliva, deren Kirche, das ehrwürdigste Baudenkmal unserer Heimat, die sterblichen Überreste der Danziger Herzöge birgt. Dem westgermanischen Kaufmann, der den nordgermanischen Seefahrer aus seinen bisherigen Stützpunkten an der Oder-, Weichsel- und Dünamündung verdrängt hatte, wurden mit weitgehenden Zollprivilegien die Wege geebnet. Ihm haben wir es zu verdanken, wenn das Land an der unteren Weichsel frühzeitig in das die Ostsee umspannende Netz der hanasischen Handelsverbindungen eingegliedert und damit erneut dem europäischen Fernhandel erschlossen wurde. Bedenken wir jetzt noch, daß seit der Mitte des 13. Jahrhunderts wohlhabende Kaufleute oder ritterbürtige Herren dazu übergingen, Besitzungen auf dem flachen Lande zu erwerben, so rundet sich das Bild einer Volksgruppe ab, wie sie sich zur selben Zeit und unter ähnlichen Bedingungen auch im Baltikum entwickelt hatte: Das Deutschtum überall in schneller Entfaltung, im Besitz der wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Führung, aber zahlenmäßig gering und nur in einigen wenigen Stützpunkten in Städten, Klöstern und Edelhöfen über das Land verteilt. Es fehlte der deutsche Bauer, und es war die entscheidende Frage, inwieweit es gelingen mochte, auch auf dem flachen Lande festen Fuß zu fassen und damit das Deutschtum blutsmäßig stärker zu verankern.

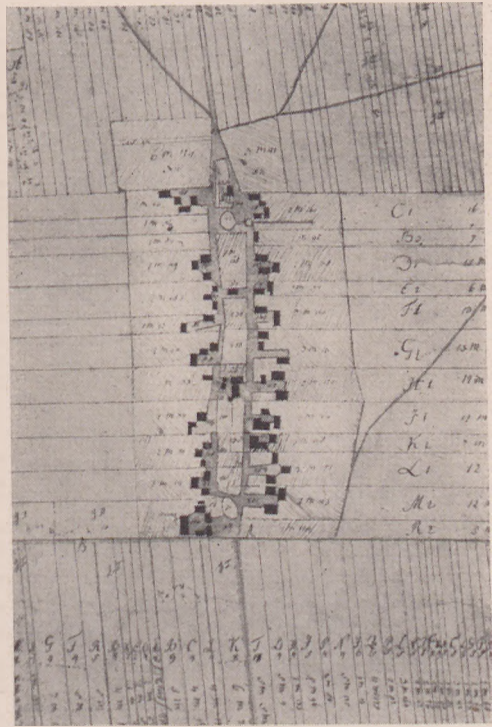
Wenn die Geschichte unserer Heimat schließlich einen andern Verlauf nahm als die des Baltikums und damit der weiteren Entwicklung beider Länder verschiedene Wege gewiesen wurden, so ist dies das alleinige Verdienst des Deutschen Ordens, der sich seit dem Jahre 1230 den Besitz des Preußenlandes auf dem rechten Weichselufer erkämpft hatte und zu Beginn des 14. Jahrhunderts auch Pommerellen in seinen Staat einbeziehen konnte, nachdem die Herrschaft der pommerellischen Herzöge in den endlosen Wirren der Nachfolgekämpfe einen tragischen Ausklang gefunden hatte. Der binnenstaatlichen Arbeit des Ordens hat während seiner Blütezeit ein gewaltiges Siedlungsprogramm, dessen Planung einer tiefen Einsicht in die Erfordernisse eines gesunden staatlichen Aufbaus entsprang, Richtung und Ziele gewiesen. Im großen preußischen Aufstand, der den jungen Ordensstaat bis in seine Grundfeste erschütterte und erst nach langem Ringen mit fremder Hilfe unterdrückt werden konnte, hatte es sich nun einmal mit vollster Deutlichkeit gezeigt, daß die wenigen Ordensbrüder, Bürger und Landritter nicht stark genug waren, dem Orden einen sicheren Bestand seiner Herrschaft inmitten eines übermächtigen, fremden Volkstums zu gewährleisten. Wenn der Orden sich nunmehr auch auf dem flachen Lande einen starken Rückhalt sichern wollte, so blieb nur ein Ausweg: die Anwerbung und Ansiedlung von deutschen Bauern in solcher Zahl, daß sie sich der alteingesessenen preußischen Bevölkerung gegenüber durchsetzen konnten.

Der Orden ist diesen Weg gegangen und hat sich offensichtlich auch bei seiner Siedlungsplanung von den Erfahrungen aus dem großen preußischen Aufstand leiten lassen. Die Dörfer wurden nämlich nicht einzeln über das Land verstreut, sondern zu Gruppen zusammengefaßt, und in ihrer Mitte entstand als Brennpunkt des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens eine Stadt. Solche Gruppen von 10 bis 15 Dörfern bildeten zusammen mit der Stadt eine geschlossene wirtschaftliche und politische Einheit, der man vielleicht auch einen gewissen militärischen Wert nicht absprechen konnte. So

sind denn diese Gruppen von deutschen Bauerndörfern die eigentlichen Grundpfeiler des Ordensstaates geworden, dem sie das flache Land eroberten; sie bildeten darüber hinaus einen schier unerschöpflichen Quell deutschen Volkstums, der den übrigen Schichten der Volksgruppe einen nie versiegenden Strom junger und lebendiger Kräfte zuführte.

Im pommerellischen Teil des Ordensstaates lagen die Dinge von vornherein anders, da sich der Orden ohne kriegerische Auseinandersetzungen mit der eingewohnten pommerellischen Bevölkerung in den Besitz des Landes setzen konnte, und sein Verhältnis zu den neuen Untertanen von vornherein ein ungetrübtes war. Besondere Vorsichtsmaßnahmen innerpolitischer Art waren hier nicht erforderlich, und so konnte denn der Orden sein dortiges Siedelwerk von Anfang an auf bestimmte wirtschaftliche Gesichtspunkte hin ausrichten. Die ländliche Siedlung war hier gewissermaßen als Ausgangspunkt für einen allgemeinen wirtschaftlichen Ausbau des Landes gedacht. Immerhin läßt sich keineswegs übersehen, daß auch bei dieser Zielsetzung staatspolitische Erwägungen erster Ordnung eine gewichtige Rolle gespielt haben. Galt es doch, die beiden nach Volkstum, Recht und Gesittung weit auseinanderklaffenden Landesteile zu einer organischen Einheit zusammenzuschweißen, indem man das neu erworbene Pommerellen auf die gleiche Höhe der wirtschaftlichen Entwicklung zu bringen suchte, die der preußische Landesteil des Ordensstaates bereits erreicht hatte. Wenn damals im Gleichklang der Siedlung die Grundlagen und Voraussetzungen für die heute noch bestehenden untrennbare Einheit der beiden Weichselufer geschaffen wurden, so ist dies das hervorragende Verdienst des Deutschen Ordens gewesen.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, den Fortgang des Siedlungsvorgangs im einzelnen zu verfolgen oder auf die damit verbundene Einwanderung deutscher Bauern einzugehen. In erster Linie liegt uns daran, die Auswirkungen dieses Siedelwerks auf das



Das Olivaer Klosterdorf  
Darßlub,  
etwa 1350 zu Kulmischem Recht begründet.  
Beispiel einer geordneten Fluraufteilung

Erscheinungsbild der Landschaft herauszuarbeiten, das sich in wenigen Jahrzehnten geradezu grundlegend gewandelt hat. Im Gegensatz zu einer weitverbreiteten Anschauung, der Orden habe die Preußen und Pommern ausgerottet, um Platz für die zuwandernden deutschen Bauern zu schaffen, — dies übrigens eine Lehre, die seinerzeit nicht nur von den Polen gestiftet, sondern dank einem „vaterländischen“ Geschichtsunterricht in das unbestrittene Gedankengut weitester Kreise unseres Volkes eingebredungen ist, — zeigt es sich überall, daß es der deutsche Bauer gar nicht schätzte, sich ins warme Nest zu setzen; er zog es vor, sich seine Scholle durch der eigenen Hände Arbeit mit Hade und Art urbar zu machen. Landnahme deutscher Bauern bedeutet im Ordensstaat Preußen wie überall im weiten Raum zwischen der Saale und den russischen Ebenen, daß in unendlich harter und mühsamer Arbeit

aus Wäldern, Södländflächen oder aus Sumpfgelieten Neuland gewonnen wurde. Von dieser Landnahme „aus wilder Wurzel“ zeugt nicht nur die langjährige Abgabebefreiung, die man den Bauern bei ihrer Anwerbung zusicherte; auch deutsche Dorfnamen wie Schönwalde, Lindenau, Grünhagen, Neuenndorf, Stangenwalde und Lichtenhagen weisen, um hier nur ein paar Beispiele zu nennen, in dieselbe Richtung.

Überall waren deutsche Bauern am Werk. Auf dem rechten Weichselufer haben sie in der Gegend von Lessen, im Raum zwischen den Städten Rosenberg, Freistadt und Dt.-Ehlan und auf der Elbinger Höhe am nachhaltigsten gerodet. Auch der sogenannte Drusen, der sich südlich von Marienburg am nordpomelanschen Höhenrand entlang hinzog, wurde damals bis auf geringe Reste im heutigen Rehhofer Forst aufgesiedelt. Noch größere Ausmaße nahm die Neulandgewinnung auf dem westlichen Weichselufer an. Erfasst wurden dabei die Gegend um den Mariensee, der Süd- und Westteil des Schlochauer Landes, einzelne Strecken bei Tuchel und endlich jene gewaltigen Lößflächen, die sich von Pr.-Stargard und Garz aus bis kurz vor Neuenburg hinzogen. Während hier in erster Linie Waldbestände gerodet wurden, galt es im weitgestreckten Weichselmündungsgebiet andere Schwierigkeiten zu überwinden. Nach geringen Vorarbeiten, die noch in das Ende der pommerellischen Zeit fielen, setzte zu Beginn des 14. Jahrhunderts die planmäßige Eindeichung und Besiedlung der Werder ein. In den dreißiger Jahren scheint die Landnahme deutscher Bauern unter dem tüchtigen Hochmeister Dietrich von Altenburg ihren Höhepunkt erreicht zu haben und klang dann langsam ab, bis um die Jahrhundertmitte in verschiedenen kleineren Vorstößen mit der vorgelagerten Nehrung auch die naturgegebene nördliche Begrenzung erreicht wurde. Daß die Werder schon in der frühgeschichtlichen und pommerellischen Zeit eine gewisse Besiedlung aufwiesen, tut der Bedeutung dieses ungeheuren deutschen Kulturwerks keinen Abbruch. Dem Orden blieb es vorbehalten, hier ein blühendes Bauermland zu schaf-

sen, dessen Ertragsfähigkeit noch in der Ordenszeit Stoff zur Legendenbildung über den Reichtum der Werderbauern geboten hat.

Der Urbarmachung von Wald- und Sumpfgelieten entsprachen siedlerische Maßnahmen anderer Art, die der Orden auf den altbewohnten Kulturlflächen zur Durchführung brachte. Wenn der Orden nicht den Erfolg seines wirtschaftlichen Aufbauwerts in Pommerellen aufs Spiel setzen wollte, durfte er nicht an der Tatsache vorbeigehen, daß die alteingesessenen pommerischen Bauern in weiten Teilen des Landes eine höchst extensiv Bodenbewirtschaftung trieben. Ihre primitive Wirtschaftsform erlaubte es ihnen nicht, jeweils mehr als ein Drittel oder ein Viertel ihrer Gemarkungen zu bestellen; den Rest mußten sie solange ruhen lassen, bis der Boden wieder zu Kräften gekommen war. Die Einführung der deutschen Dreifelderwirtschaft, die mit Hilfe einer gründlichen Stalldüngung jeweils zwei Drittel des Landes unter dem Pflug hielt, gab dem Orden Gelegenheit, das äußere Bild dieser alten pommerischen Siedelflächen grundlegend umzugestalten. Ohne Rücksicht auf die bisherige Lage der Ortschaften wurden größere Flächen planmäßig aufgeteilt und dabei umfangreiche Gemarkungen von 40, 50 oder mehr Hufen in Blockform geschaffen. In ihrer Mitte entstanden neue Ortschaften nach dem Muster der deutschen Anger- oder Straßendorfer, die trotz ihres Neuaufbaus den Namen einer verschwundenen pommerischen Siedlung in der Nachbarschaft weiterzuführen pflegten, und dazu bestimmt waren, neben deutschen Zuwanderern auch den bodenständigen pommerischen Bauern eine neue Heimat zu bieten. Diese Maßnahmen hatten zur Folge, daß sich in den betroffenen Gebieten die Zahl der Ortschaften verringerte, das adersfähige Kulturland jedoch erheblich erweiterte, da die Bauern durch das festgeregelte Abgabewesen des Ordens gezwungen wurden, alle in ihrer Gemarkung vorhandenen Södländflächen urbar zu machen und die ganze Feldflur bis auf den letzten Winkel unter den Pflug zu nehmen. Wir sehen also, daß dieser Vorgang der „Umlegung“, wie





Rundlingsform Breslin, Beispiel einer planlosen Dorflur

man die Einführung des deutschen Rechts und der deutschen Wirtschaftsverfassung in bereits bestehenden pommerischen Dörfern nennt, in seiner Tiefenwirkung dem der Neugründung aus wilder Wurzel gleichzusehen ist. Es ist deshalb für die Entwicklung der Landeskultur in Pommern höchst bedeutsam, daß der Orden sehr bald dazu überging, auch einzelne und verstreut liegende landesherrliche Dörfer zu deutschem Recht umzulegen; dies war vor allem auf der Danziger Höhe, in der Gegend vor Dirschau und in den beiden Komtureien Tuchel und Schwetz der Fall, da sich hier eine großräumige Landesplanung durch die Streulage der landesherrlichen und privaten Besitzungen von selbst verbot.

Das große Geheimnis des Erfolges, der dem Siedelprogramm des Ordens im Weichsellande beschieden war, beruht nicht zuletzt in der Geschicklichkeit, mit der es der Orden verstand, die „private Initiative“ der großen Grundherrschaften seinen eigenen Plänen im Rahmen des staatlichen Aufbauwerts

dienstbar zu machen. Die großen Städte Thorn, Kulm, Danzig und Elbing haben sich durch die frühzeitige Auffiedlung ihrer umfangreichen Liegenschaften als gelehrige Schüler der Landesherrschaft erwiesen. Die Besitzungen des Klosters Pelplin sind in engster Zusammenarbeit des Abtes mit der Ordensleitung aufgeteilt worden, und heute noch gibt die regelmäßige Führung der Gemarkungsgrenzen zu erkennen, mit welcher Sorgfalt man dabei zuwege ging. Auch in den übrigen geistlichen Grundherrschaften, von denen hier nur die Klöster Oliva, Krone, Zudau, Zarnowitz, Karthaus und Linde, die Johanniter von Schöneck, die Bischöfe von Leslau und die Erzbischöfe von Gnesen genannt seien, hat das deutsche Recht seinen unaufhaltsamen Siegeszug angetreten. Besonders eindrucksvoll aber ist der rege Widerhall, den die siedlerischen Maßnahmen des Ordens auf den zahlreichen Gütern des „Landadels“ fanden, wenn wir diesen nicht ganz zeitgemäßen Ausdruck einmal für die Besitzer der damaligen Dienst-

güter benutzen wollen. Ob es sich um ältere oder um neugeschaffene Besitzverhältnisse handelte, ob die Eigentümer deutschen oder slawischen Familien entstammten, — überall war man sich der ungeheuren wirtschaftlichen Vorteile bewußt, die die Gründung von deutsch-rechtlichen Gutsdörfern mit sich brachte, und hat nicht gezögert, diese Erkenntnis in die Tat umzusetzen.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts bot das Weichselland ein Bild, das kaum noch in Einzelzügen den Verhältnissen der Vorordenszeit entsprach. Wo sich früher Wälder, Södländereien oder Sumpfflächen ausgedehnt hatten, breiteten sich jetzt prangende Fluren aus. Ein gleichmäßig dichtes Netz von Ortschaften war über das Land gespannt; zahlreiche Landstädte, die im Abstände von 20 bis 30 Kilometer voneinander entfernt lagen, gewährleisteten nicht allein den wirtschaftlichen Austausch zwischen den Erzeugnissen bäuerlicher Arbeit und bürgerlichen Gewerbesleißes, sondern vermittelten über diese örtliche Zielsetzung hinaus die Verbindung zu Danzig und Elbing als den weit geöffneten Toren des Fernhandels. Die Auffiedlung der Södländereien einerseits, die Intensivierung der Betriebswirtschaft in den alten pommerellischen Siedelgebieten andererseits, haben die Adernahrung um ein Vielfaches gesteigert und in engster Wechselwirkung mit einer zahlenmäßig starken Einwanderung von arbeitsamen und unternehmungsfreudigen Deutschen, deren Fertigkeiten sich die pommerischen Bauern bald begierig zu eigen machten, die Vorbedingungen für einen in diesem Umfang unerhörten wirtschaftlichen Aufschwung des Landes geschaffen. Weitgehend unberührt blieben von dieser Entwicklung lediglich bestimmte Gebiete im Innern des pommerellischen Landesteils, die etwa der heute sogenannten Tucheler Heide entsprachen und mit ihren ungünstigen Bodenverhältnissen die wichtigsten Voraussetzungen für eine gründliche wirtschaftliche und siedlerische Erschließung vermissen ließen.

Es taucht die Frage auf, welchen Platz wir diesem großen Aufbauwerk des Ordens im Rahmen der Gesamtentwicklung der westpreussischen

Landeskultur zuweisen wollen. Hat die Kulturarbeit des 14. Jahrhunderts nur zeitbegrenzte Werte geschaffen, ist sie lediglich „historisch“ im Sinne des Gewesenen und Erledigten oder ragt sie als lebende und bestimmende Größe bis in unsere Tage hinein? — Wir müssen uns einen Überblick über den späteren Verlauf des Landesausbaus verschaffen, um eine Antwort auf diese schlechtthin entscheidende Frage zu finden.

Die äußeren Voraussetzungen für den Weiterbestand des vom Orden geschaffenen Kulturwerks waren in der Folgezeit keineswegs günstig. Sie sind gekennzeichnet durch einen allmählichen Zerfall der staatlichen Ordnungen, der das Weichselland zu einem politischen Hohlraum und damit zu einem ständigen Tummelplatz feindlicher Heere machte. Diese Entwicklung setzte bereits im 15. Jahrhundert ein. Nachdem die Ereignisse nach der Schlacht von Tannenberg aller Welt die innere Schwäche des Ordensstaats vor Augen geführt hatten, rissen die Kriege, Fehden und Überfälle in den Grenzgebieten nicht mehr ab. Nur wer sich vor Augen hält, daß Sengen und Plündern das Wesen mittelalterlicher Kriegsführung bestimmte, vermag den Umfang der Schäden zu ermessen, die damals dem gequälten Lande zugefügt wurden. Aber es ist erstaunlich zu sehen, mit welcher Unverdroffenheit und Energie der Orden, den man am Ende seiner Kraft wähnte, immer wieder daranging, die frischgeschlagenen Wunden zu heilen. Am fürchterlichsten hatten die Hussiten gehaust, die im Jahre 1433 Pommerellen bis zum Meere hin durchstreiften. Als aber kurze Zeit später eine Ordenskommission das Land bereiste, um sich von dem Ausmaß der Verwüstungen zu überzeugen, da konnte sie überall Ansätze zu neuem Leben zwischen den Ruinen der verbrannten und ausgeraubten Dörfer wahrnehmen: allein in der Komturei Schlochau waren inzwischen 350 Hufen neu mit Bauern besetzt worden.

Auch in den folgenden Jahrhunderten polnischer Herrschaft ist unser Land nur allzu oft Schauspiel blutiger Kämpfe gewesen; aber da gab es keine Staatsgewalt mehr, von der man eine

Wiedergutmachung der Schäden hätte erwarten können. Warschau lag weit entfernt, und das Interesse der örtlichen Machthaber beschränkte sich auf die Abgaben der Starosteidörfer, die ihnen nicht selten in Bausch und Bogen verpfändet worden waren. So kam es allenthalben zu Rückschlägen, und sehr bald zeigte sich, daß die landwirtschaftliche Nutzfläche nicht auf jenem Stand gehalten werden konnte, den sie zur Ordenszeit erreicht hatte. Hier und da wurden zerstörte Ortschaften nicht wieder besetzt und gingen ein, in andern war die Dorfschaft so stark zusammengeschrumpft, daß man nur noch Teile der alten Gemarkung unter dem Pfluge halten konnte. Der Wald drang vor und machte sich vielfach gerade dort wieder breit, wo er vor 200 oder 300 Jahren mühsam zurückgedrängt worden war. So sind auf der Danziger Höhe rings um den Mariensee, bei Berent, in der Gegend von Schönwalde und Kölln und selbst in Schlochau verschiedene Ortschaften vom Erdboden verschwunden.

Diese Verluste konnten allerdings zu einem Teil wieder wettgemacht werden, und es ist kein Zufall, daß es auch in diesem Fall deutsche Menschen waren, die ihre Kräfte zur Verfügung stellten. Zuwandernde Bauern aus dem benachbarten Pommern haben sich in der heute sogenannten Hüttengegend auf der Danziger Höhe und in der Umgebung von Karthaus niedergelassen, während Mennoniten aus den Niederlanden und andere deutsche Siedler die Weichsel-dämme wieder instandsetzen und die Flußniederung von Thorn bis zur Mündung hin erneut in Kultur nehmen. In jedem Falle aber hat es sich nur darum gehandelt, daß ältere, bereits bestehende Werte vor dem völligen Verfall gerettet wurden. Neue Werte zu schaffen, blieb dieser Zeit versagt, es sei denn, daß man die beiden Holländerkolonien im Knieven- und Karwenbruch herausstellt, die deutschen Grundherren ihre Entstehung zu verdanken haben.

Wenn das Kulturwerk des Ordens in den 300 Jahren polnischer Herrschaft trotz der allgemeinen wirtschaftlichen Verkümmern nur verhältnismäßig geringe Einbußen in seinem äußeren Rahmen erlitten hat, so ist es andererseits

auch durch den Wiederaufbau Westpreußens unter Friedrich dem Großen nicht in den Schatten gestellt worden. Ohne auch nur im geringsten den ungeheuren Erfolg verkleinern zu wollen, den der große König und seine Getreuen mit ihren unablässigen Bemühungen um die wirtschaftliche und kulturelle Hebung der neuen Provinz davontrugen, müssen wir doch daran festhalten, daß es sich hier um einen Wiederaufbau handelt, der unmittelbar an die immer noch nachwirkenden Ordnungen des deutschen Mittelalters anknüpfen konnte. So kam es denn, daß die siedlerischen Maßnahmen des Königs im nördlichen Teil des heutigen Reichsgaus auf die Auffüllung einiger Dörfer im Kulmerland und auf der Danziger Höhe beschränkt blieben. Das Schwergewicht der eigentlich kolonialisatorischen Arbeit lag im Nezegau, dem bis dahin die Segnungen deutscher Arbeit unbekannt geblieben waren; hier ist der weitaus größte Teil der von der preussischen Regierung erworbenen Siedler angesetzt worden.

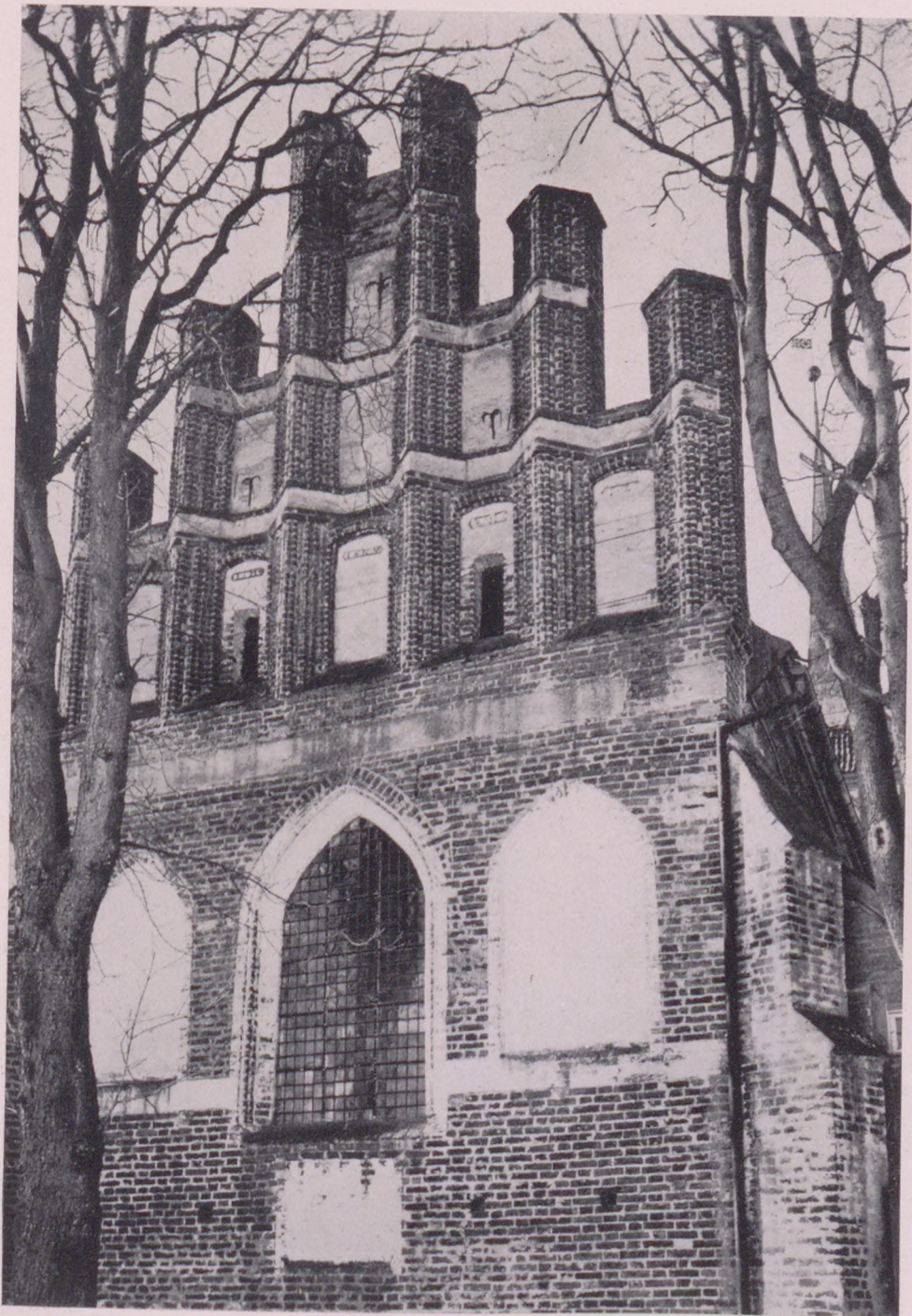
So hat das Siedelwerk des Ordens die Jahrhunderte überdauert und damit eine geradezu entscheidende Bedeutung für die Entwicklung unserer Landeskultur gewonnen. Noch das gegenwärtige Landschaftsbild Westpreußens läßt in der Verteilung von Wald, Flur und Odland, von Dörfern und Städten die Auswirkungen der Kulturarbeit erkennen, die zur Ordenszeit von deutschen Menschen geleistet worden ist. Es genügt an dieser Stelle, ein Blick auf die Entwicklung des Städtewesens im Nordteil unserer Provinz, um diese höchst bedeutungsvolle Tatsache an einem Einzelpunkt näher zu beleuchten. Von den auf ehemaligem Ordensgebiet liegenden Städten des Reichsgaus, 50 an der Zahl, sind nicht weniger als 42 in jenen 200 Jahren entstanden, da das Land sich unter maßgeblichem deutschen Einfluß oder gar unter der Herrschaft des Deutschen Ordens befand. Diese Zahlen gewinnen an Bedeutung, wenn wir hören, daß in den 300 Jahren polnischer Herrschaft einzig und allein das heutige Neustadt hinzugekommen ist; — es wurde aber beileibe nicht von einem polnischen König, sondern von einem Angehörigen der deut-

schen Grundherrenfamilie Weiher begründet. Auch die wenigen übrigen Orte, die in der preußischen Zeit oder in der jüngsten Vergangenheit Stadtrechte erhielten, wie dies bei Karthaus, Pelpin, Sturz und Landeck der Fall ist, haben bereits zur Ordenszeit als Markttorte, Burgflecken oder als Mittelpunkte ausgedehnter geistlicher Grundherrschaften eine über den gewöhnlichen Rahmen hinausgehende Rolle gespielt. Wenn wir uns nun vor Augen halten, daß Zahl und Verteilung der Landstädte als der wirtschaftlichen Zentren ihrer Umgebung einen untrüglichen Wertmesser für den Stand der wirtschaftlichen Erschließung bilden, so ergibt sich die wirklich überraschende Feststellung, daß die wirtschaftlichen Möglichkeiten des Landes bereits durch die Raum- und Marktordnung des deutschen Mittelalters voll ausgeschöpft worden sind und der damals erreichte Stand seither nur dort überschritten wurde, wo die industrielle Entwicklung der jüngsten Vergangenheit die landwirtschaftlich gebundene Struktur unserer Provinz durchbrochen hat.

Über vergessen wir über diesen Fragen der Raumordnung nicht all die vielen Einzelzüge im Gesicht des Landes, die durch das Kulturwerk des Mittelalters geprägt worden sind und sich in dieser ihrer Eigenschaft allerorts dem Beschauer offenbaren. Der nüchterne und praktische Sinn des Ordensbeamten war es, der unsern Städten mit ihrem viereckigen Markt und dem schachbrettartigen Aufriß der Straßenzüge die allbekannte Form gegeben hat. Deutlich heben sich damit die planmäßigen Stadtanlagen des Mittelalters von jenen Ortschaften ab, die erst in letzter Zeit Stadtrechte erhielten und heute noch mit einem wirren und ungegliederten Grundriß ein getreues Spiegelbild ihrer verschiedenen Entwicklungsstufen bieten. In unsern Dörfern vermag auch das ungeschulte Auge trotz aller Veränderungen,

die die letzten hundert Jahre mit der Separation, der sich schnell verbreitenden Sitte des Abbauens usw. mit sich brachten, die Grundformen des Straßen- oder Angerdorfes zu erkennen, die diesen Orten bei der Gründung oder Umlegung zu deutschem Recht vor nunmehr rund 600 Jahren gegeben worden waren. Es erübrigt sich fast darauf hinzuweisen, daß auch die Gemarkungsgrenzen der Dörfer und Güter sehr häufig bis ins Mittelalter zurückgehen und uns somit äußerst wichtige Anhaltspunkte für unsere Kenntnis vom damaligen Vorgang der Landesplanung bieten. Grenzangaben in den Besitzverschreibungen der Ordenszeit haben sich in unsern Tagen bei Prozessen um ländlichen Besitz oder um Wassernutzungen eine geradezu ausschlaggebende Rolle gespielt.

Mit Recht hat man von jeher einzelne Denkmäler, wie die Marienburg, die Ruinen in Schlochau, Rehden, Mewe, Gollub oder Schwetz, die großen Kirchen in Oliva, Pelpin und Danzig, namhaft gemacht, wenn es galt, den Geist der Männer vom Deutschen Orden heraufzubeschwören. Ihr Zeugnis wird nicht nur bestätigt, sondern eindringlichst unterstrichen durch die Erkenntnis von den tiefen Nachwirkungen, die die Kulturarbeit des Ordens in Westpreußen gehabt hat. Ihren Spuren begegnen wir auf Schritt und Tritt. Sie hat die lezt hin unerschütterlichen Grundlagen deutschen Lebens in diesem Lande geschaffen und die Bahnen gewiesen, in denen sich die spätere Entwicklung der Landeskultur bis zur Gegenwart hin vollzog. Ihr werden wir es schließlich auch jetzt wieder in erster Linie zu verdanken haben, wenn Westpreußen nach einer kurzen Zeit des Überganges ohne sonderliche Anstrengungen, ja aus einer inneren Befehmähigkeit heraus, dem deutschen Volkstörper eingegliedert wird, während in den beiden neu hinzugekommenen Südkreisen große und schwierige Aufgaben ihrer Lösung harren.



Ostgiebel der Kirche in Wohlaff  
Aus einer im Erscheinen begriffenen Arbeit über Dorfkirchen  
von Dr.-Ing. Birkwih, Danzig



## Der Reichsarbeitsdienst im Arbeitsgau II Danzig = Westpreußen

Bald nach Schaffung des Reichsgaues Danzig-Westpreußen wurde vom Reichsarbeitsführer auch die Errichtung eines neuen Arbeitsgaues — mit der Bezeichnung Arbeitsgau II — Danzig-Westpreußen — befohlen und mit dem Aufbau und Führung Generalarbeitsführer Dr. Hermann Wagner beauftragt.

In dem Gebiet des neuen Arbeitsgaues, das sich mit dem des Reichsgaues vollkommen deckt, heben sich 3 Gebietsteile voneinander ab, die in ihrer Struktur, politischen und wirtschaftlichen Entwicklung in den letzten Jahrzehnten vollständig verschiedenen Bedingungen unterworfen gewesen waren: Das Gebiet des ehemaligen Freistaates Danzig, der bisher zum Gau Ostpreußen gehörende Regierungsbezirk Marienwerder und das ehemals polnische Korridorgebiet mit einem in südöstlichen Gebiet gelegenden kongreß-polnischen Teil.

Während im Gebiet des Regierungsbezirkes Marienwerder der Reichsarbeitsdienst — Arbeitsgau I Ostpreußen — normale Arbeitsdienstabteilungen hatte aufbauen können, deren Unterkünfte dem neuen Arbeitsgau II nunmehr zur Verfügung stehen, war dem Arbeitsdienst im Freistaat Danzig eine große Anzahl von Beschränkungen auferlegt. Es ist das Verdienst des Danziger Arbeitsdienstes, trotz dieser Beschränkungen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet die Idee des Arbeitsdienstes auch in Danzig durchgehalten und als Ausdruck nationalsozialistischer Willensbildung vorwärts getrieben zu haben.

Der größte Teil des Arbeitsgaues aber hatte unter polnischer Willkürherrschaft gestanden. Dieses jetzt von Polen befreite Gebiet hat einen Umfang von 21 000 qkm. Davon liegen rund 18 000 qkm innerhalb der alten Reichsgrenze von 1914, während rund 3000 qkm im Südosten der ehemals polnischen Gebiete liegen.

Im Sinne der politischen und staatlichen Gesamtführung des Reichsgaues, wie auch im Interesse des Aufbaues des

neuen Arbeitsgaues mußte es liegen, das Gesamtgebiet, das in der Vergangenheit in derartige Teilgebiete mit durchaus verschiedenem Charakter aufgegliedert war, möglichst schnell zu einer organisatorischen und führungsmaßige Einheit zusammenzufassen. Dieses war für den Reichsarbeitsdienst von um so größerer Bedeutung und Notwendigkeit, als die Führer aus dem ehemaligen Danziger Arbeitsdienst und ehemaligen ostpreussischen Abteilungen nicht im entferntesten ausreichten, um das riesige Gebiet mit einem Grundstock von Führern zu versorgen; vielmehr war es erforderlich, aus allen Gauen des Reiches Führer heranzuholen — einen großen Teil davon aufgrund freiwilliger Meldungen — um Kräfte für die neuen großen Aufgaben zur Verfügung zu haben. Dieses Führerkorps möglichst schnell zu einer Einheit zusammenzuschweißen, war eine der wesentlichsten Führungs- und Erziehungsaufgaben der ersten Monate.

Sie erfolgte nicht in theoretischer Schulung, sondern im praktischen Einsatz und zwar an der Aufgabe, die vom ersten Tage des Einsatzes an — etwa Mitte November 1939 — teilweise nur mit ganz geringen Kräften begonnen werden mußte. Diese Aufgabe hieß, eine in jeder Beziehung möglichst genaue Bestandsaufnahme des gesamten Gebietes zu machen. Zu diesem Zweck erfolgte die Verteilung der verfügbaren Führer — Arbeitsmänner standen in den ersten Monaten nicht zur Verfügung — auf das gesamte Reichsgaugebiet, vor allem aber auf die befreiten Gebiete.

Zum Aufbau eines Arbeitsgaues in einem Gebiet, welches zum größten Teil bis vor kurzem noch nicht zum Großdeutschen Reich gehörte und nunmehr organisatorisch von Führern des Reichsarbeitsdienstes aus fast allen Gauen des Reiches bearbeitet werden soll, gehören Karten und allgemeine Planungsunterlagen, die über das Gebiet hinsichtlich Boden-, Anbau-, Besitz-, Bevölke-

rungs-, Wasserwirtschaftsverhältnisse usw. Aufschluß geben. Derartige Planungsunterlagen, wie sie im Altreich selbstverständlich sind, konnten anfangs von den im gesamten Gaugebiet ebenfalls noch im Aufbau begriffenen Behörden und Dienststellen nur in geringem Umfang zur Verfügung gestellt werden, vor allem für das ehemals polnische Gebiet des Reichsgaues. Von großem Vorteil war es, daß vorsorglich im Arbeitsgau XVIII Hannover alles nur irgendwie für das Gebiet in Frage kommende Material an Karten und statistischen Unterlagen zusammengetragen worden war. So stand zum Beginn der Arbeit wenigstens das notwendigste Material zur Verfügung, welches dann laufend ergänzt und erweitert wurde.

Es ist selbstverständlich, daß in dem Lebenskampf des Deutschen Volkes alle kriegswichtigen Aufgaben an erster Stelle kommen. So war der Führung des Arbeitsgaues II von vornherein klar, daß während des Krieges wohl der Aufbau vorbereitet werden könne, daß aber ein wirklich großzügiger Einsatz des RAD erst nach dem Kriege durchzuführen sei. Bei dem ungeheuren Umfang der durch polnische Willkürherrschaft verursachte Schäden kommt nur ein Großeinsatz in Frage. Hierfür ist aber auf jeden Fall eine umfangreiche Arbeitsvorbereitung erforderlich. Diese erstreckt sich von der ersten Erkundung und Erfassung der Arbeitsmöglichkeiten bis zur Aufstellung eines genauen Einsatzplanes. Es wäre zwar nicht schwer, auch ohne eine solche planende Vorbereitung Arbeitsdienstabteilungen in großer Zahl im Reichsgaugebiet einzusetzen, denn Arbeit ist überall in großer Zahl vorhanden. Wesentlich ist aber, auf Grund eines Gesamtüberblickes die einzelnen Arbeiten nach ihrer Wichtigkeit und Dringlichkeit anzuzufachen und danach die Standorte der Abteilungen festzulegen.

Die Erkundung und Erfassung von Arbeitsmöglichkeiten stieß und stößt auch jetzt noch verständlicherweise auf erheblich größere Schwierigkeiten als im Altreich. Irgendwelche Bauentwürfe waren anfangs nicht greifbar. Über den Verbleib mußte nur angenommen werden, daß dieselben verschleppt oder versteckt waren. Auch unverbindliche Angaben über

vorausichtliche Arbeitsgebiete des Reichsarbeitsdienstes konnten in der ersten Zeit nicht gemacht werden. Es war auch nicht abzusehen, wann die für Entwurfsbearbeitung, Trägerbildung und Finanzierung zuständigen Fachbehörden, die sich teilweise erst selbst mit den örtlichen Verhältnissen vertraut machen mußten, so arbeitsfähig sein würden, daß dem Reichsarbeitsdienst die ersten brauchbaren Angaben über vorhandene Arbeitsmöglichkeiten gemacht werden konnten.

Andererseits ließ der bevorstehende Winter es ratsam erscheinen, unverzüglich selbstständig mit einer Erkundung der vorliegenden Verhältnisse und der Erfassung der Arbeitsmöglichkeiten für den Arbeitsdienst zu beginnen, um so wenigstens möglichst bald zu einem rohen Überblick zu gelangen.

Infolgedessen wurden alle Führer, die zu dieser Aufgabe geeignet waren und die in ihren Abteilungen noch keine Arbeitsmänner hatten, in die Erfassungsarbeit mit eingespannt. So entstanden überall unabhängig von den Standorten der Gruppen und Abteilungen sogenannte „Außenstellen“. Diese hatten den Vorteil, daß die Führer viel leichter mit allen für eine Gebietserkundung zuständigen Stellen wie Amtsvorstehern, Bürgermeistern, Kreis- und Bezirksbauernführern und Genossenschaftsführern in Fühlung treten konnten. Es konnten ferner durch die eingesetzten Reichsarbeitsdienstsführer eine Menge versteckter und verschleppter Landeskulturentwürfe und sonstiger Unterlagen herbeigeschafft und den Fachbehörden zur Überprüfung und Verwertung übergeben werden. Die inzwischen begonnene Überprüfung dieser Entwürfe, die zum Teil aus der Zeit vor dem Weltkrieg, teilweise aber aus der polnischen Zeit stammen, hat ergeben, daß ein Teil derselben nach Kontrollmessungen, Neuaufstellung des Kostenanschlages oder sonstigem geringfügigen Änderungen bzw. Übersetzungen wird verwertet werden können, so daß durch die Herbeischaffung dieser Unterlagen durch den Reichsarbeitsdienst schon ein Grundstock für eine weitgehende Einsatzvorbereitung für gewisse Gebiete gelegt wurde.

Allerdings konnte sich die Erkundung und Erfassung von Einsatzmöglichkeiten





Reichsarbeitsdienst marschiert

in der kurzen Zeit, und vor allem behindert durch die Witterungsverhältnisse des strengen Winters keineswegs auf das gesamte Reichsgauegebiet erstrecken. Größere Gebiete müßten zudem aus Mangel an Kräften von einer näheren Erkundung noch ausgenommen werden, so daß in der planmäßigen Erfassung von Arbeiten noch sehr viel zu leisten ist, um das bisher gegebene Bild zur Erlangung eines möglichst lückenlosen Gesamtüberblickes abzurunden und zu vervollständigen.

Allerdings lassen sich auf Grund des rohen Überblickes der bisherigen Erfassung schon einige Erkenntnisse gewinnen, die von dem Führer des Arbeitsganges II in einem Bericht folgendermaßen festgehalten sind:

1. Es befinden sich zwar Teile des Gaues landwirtschaftlich in recht guter Kultur, der überwiegende Teil jedoch bietet für den Reichsarbeitsdienst Einsatzmöglichkeiten im weitesten Umfang.
2. Die gesamte Wasserwirtschaft macht einen stark vernachlässigten Eindruck. Es sind nicht nur viele Entwässerungsanlagen aus der Zeit vor dem Weltkrieg unter der Polenherrschaft verfallen, sondern es sind seitdem neue

Anlagen nur in einem ganz geringen Umfang erstellt worden. Es ist also allgemein der Ausbau des größten Teiles des Wasserlaufnetzes zur Regelung der Wasserverhältnisse erforderlich. Man erkennt erst richtig bei dem Vergleich der Verhältnisse mit dem Altreich, wieviel im Reich auf diesem Gebiet in den letzten Jahren selbst auch durch den Einsatz des Arbeitsdienstes geschehen ist.

3. Das vorhandene Grünland befindet sich zum überwiegenden Teil in einem so schlechten Zustand, daß es an Süd- oder Anland erinnert. Neukultur wird in großem Umfang erforderlich sein.
4. Im Niederungsgebiet der Weichsel sind im großen Umfang Deiche zu erhöhen und zu verstärken bzw. vollkommen neu zu bauen, um wertvolles Land mit besten Bodenverhältnissen sowie Menschen, Vieh und Gehöften vor Überschwemmungen zu schützen.
5. Geradezu trostlos ist der Zustand der Wirtschaftswege. Das dürfte mit der Hauptgrund für die bisherige extensive Nutzung des Bodens und die sich daraus ergebenden im Vergleich zum Altreich erstaunlich geringen Erträge-

nisse sein. Eine dichtere Besiedlung des Landes, insbesondere die geplante Neusiedlung ist ohne einen weitgehenden Ausbau von Wirtschaftswegen unmöglich.

Im einzelnen ergibt sich aus der Erfassung der Arbeitsvorhaben das Bild, daß in den Niederungsgebieten an der Küste im Norden des Gauggebietes eine Massierung von Arbeitsmöglichkeiten, und zwar Vorflutbeschaffung und Bruchkultivierung zu erwarten ist, dagegen werden in der Mitte der westpreussischen Höhenplatte, sowie in der Tucheler Heide voraussichtlich nicht so dringliche Arbeiten für den Reichsarbeitsdienst zu erwarten sein. Von den Ausläufern der Tucheler Heide nach Süden zu bis zur Neße bzw. zur Grenze des Gauggebietes liegt die Notwendigkeit zur Durchführung von Landeskulturarbeiten aller Art vor, so daß auch hier mit einer Anzahl größerer in sich geschlossener Arbeits-einsätze zu rechnen ist. Im Gebiet rechts der Weichsel — Regierungsbezirk Marienwerder — werden die vom Arbeitsgau I in Angriff genommenen Erfassungen fortgesetzt. In dem südlich angrenzenden Gebiet zwischen Graudenz und Thorn zeichnen sich aber Schwerpunkte größeren Umfanges ab. Gerade im Südosten des Gauggebietes werden Voraussetzungen für einen größeren Einsatz des Reichsarbeitsdienstes vorhanden sein. Im Niederungsgebiet der Weichsel von der südlichen Gaugrenze bis zur Mündung sind große Aufgaben durch die Entwässerung der Weichselniederung, Verbesserung der bestehenden Deichanlagen und Neueindeichung zu erwarten.

Alle diese Arbeitsvorhaben sind, wie bereits im Anfang schon erwähnt, nur mit Großeinsatz nach dem Kriege zu bewältigen. Schon jetzt und vor allem bei dem künftigen Einsatz werden nach Möglichkeit zur schnelleren Bewältigung der Arbeiten nur Doppelabteilungen eingesetzt (eine Abteilung 220 Mann.) Darüber hinaus zeigt das bisherige Ergebnis der Erfassung, daß in vielen Fällen der Einsatz von 2 und mehr Doppelabteilungen bzw. ganzer Gruppen gegeben ist.

Ein großer Teil der Arbeiten ist nur sinnvoll unter Einsatz des entsprechenden Großgerätes durchzuführen.

Neben allen diesen umfangreichen Arbeiten, die mit dem späteren Arbeits-einsatz zusammenhängen, fallen eine große Anzahl von Vorarbeiten an, um der jungen Mannschaft des Reichsarbeitsdienstes in der Nähe der Arbeits-schwerpunkte gesunde und schöne Unterkunftsstätten zu schaffen. Bekanntlich werden die Abteilungen des Reichsarbeitsdienstes in genormten zerlegbaren Holzhauslagern untergebracht, die allen Anforderungen in hygienischer und wohnlicher Hinsicht gerecht werden. Zu einem Holzhauslager gehören 4 Mannschaftswohnhäuser mit je 3 Trupptuben, 1 Wirtschaftshaus mit Küche und Tagesraum, 1 Waschhaus, 1 Kammerhaus, 1 Verwaltungshaus mit Heilstube, 1 Führerhaus zur Unterbringung der ledigen Führer, sowie Geräteschuppen und sonstige Nebenräume.

Bei dem gesamten Aufbau der Unterkünfte im neuen Reichsgauggebiet wird nicht nur auf die günstige Lage zu den Baustellen Rücksicht genommen, sondern auch auf örtliche Witterungsverhältnisse und Einfügung in das Landschaftsbild.

Wenige Wochen nach dem Befehl zur Errichtung des neuen Arbeitsganges rücten bereits die ersten Arbeitsmänner zum Einsatz an. Zwar konnte die Unterbringung noch nicht in genormten Holzhauslagern erfolgen, denn während des ungewöhnlich strengen Winters war ein Neuaufbau von Unterkünften nicht möglich. Die Unterbringung erfolgte daher in provisorischen Unterkünften — Guts-höfen, Schulen und Schlößern. Aus verwahrlosten, schmutzigen Gebäuden entstanden nach kurzer Zeit mit primitiven Mitteln saubere Unterkünfte. Jedoch sind derartige Unterkünfte auf die Dauer nicht geeignet für Dienstbetrieb und Erziehung der Arbeitsmänner. Inzwischen ist überall im Gauggebiet die am 1. April im verstärktem Maße eingezogene junge Mannschaft dabei, sich ihre zukünftigen zerlegbaren Holzhauslager zu erstellen.

Von den bisherigen provisorischen Standorten der Abteilungen werden Bauzüge zu den Lagerstandorten im späteren Einsatzgebiet abkommandiert. Feld-tüchtigen sorgen für das leibliche Wohl von Führern und Männern. Von morgens



Holz Häuser einer R.A.D.-Abteilung

bis abends wird an dem Aufbau gearbeitet. Nachdem das Gelände vermessen ist, wird mit Holzpfählen oder einfachen Ziegelkranzfundamenten die erste Grundlage gelegt, und schnell geht dann der weitere Aufbau vorstatten. Die Arbeitsmänner, die den ersten stärkeren Vorposten des Reichsarbeitsdienstes im neuen Gauebiet darstellen, stammen aus dem Danziger Freistaatgebiet, aus dem Regierungsbezirk Marienwerder und vor allem aus Hamburg und Leipzig. Schon in dieser Zusammensetzung aus dem Altreich, Danzig und alten westpreussischen Gebieten verkörpern sie den Willen, dieses Land mit allen Kräften in Werk und Arbeit nicht nur ertragreicher und fruchtbarer, sondern auch wieder zu einem Bollwerk des Deutschtums zu machen.

So steht auch — oder besser gesagt — gerade im jetzigen Kriege neben dem Arbeitseinsatz die politische Ausbildung, Leibeserziehung, politische nationalsozialistische Ausrichtung auf die entscheidenden Punkte unseres augenblicklichen völkischen Lebens und Kampfes kennzeichnen diese Erziehung und Ausbildung. Diese

politische Ausrichtung ist jetzt nicht weniger wichtig als im Frieden. Sie ist aber vor allem jetzt und in Zukunft hier im Osten die entscheidende Erziehungsaufgabe. Jeder junge Deutsche, der aus dem Westen, Norden oder Süden des Reiches während seiner Arbeitsdienstzeit nach dem Osten kommt, soll hier durch seine Arbeit und das Werk seiner Kameraden das Bewußtsein mitnehmen, daß hier Deutsches Land ist, seit Jahrhunderten von Deutschen erkämpft und mit viel Deutschem Blut getränkt.

Vieles wird der Reichsarbeitsdienst in diesem neuen Reichsgau schaffen, wenn er nach dem Kriege mit einer großen Anzahl von Abteilungen eingesetzt wird. Straßen und Wege werden das Land stärker erschließen, Dämme und Deiche den Überschwemmungen wehren, darüber hinaus aber werden die Abteilungen des Reichsarbeitsdienstes immer wieder von neuem jungen deutschen Menschen Auge und Herz dafür öffnen, daß dem Deutschen Volk in seinem Osten eine Aufgabe gestellt ist, die es mit Anspannung der besten Kräfte zu lösen gilt.

Franz Lüdtkke

## Friedrichs des Großen unsterbliches Werk

Zum 200-Jahr-Gedenken seiner Thronbesteigung

Das Lebenswerk Friedrichs des Großen ist eine in letzter Tiefe gegründete Einheit. Nichts von seinen vielen Taten, Leistungen, Schöpfungen steht vereinzelt für sich; sie sind ein Organismus, beseelt von der Dynamik des Genius. In Friedrich dem Großen spüren wir den Sinn der Totalität. Sie ist nicht Schein, nicht Berechnung, Ratio — sondern Wesen, innerste Kraft, Schicksal. Ursprünglich ist nicht das Wollen (dies tritt natürlich dazu), sondern das Müssen.

Als er, der 28jährige, am 31. Mai 1740 den Thron Preußens besteigt, ist er in Ausrichtung und Haltung fast ein fertiger Mensch; ist er König, nicht nur dem Titel, sondern dessen Erfüllung nach; ist er Führer. Und dieser Führer Preußens wird, wiewohl kaum einer es ahnt, zum Führer der Nation, ja, zum Führer einer Epoche und damit eines sich gestaltenden künftigen Lebens.

Das Werden dieses Genius ist vom Geheimnis des Blutes, des Erbes umschlossen. Das Letzte vermag keiner zu lüften. Hier verehren wir, was wir in der Geschichte der Völker als das Walten der Vorsehung bezeichnen. Der Genius ist da, aber der Fleiß, die Erfahrung, das Leid kommen hinzu, und so wird aus dem Genius das Genie.

Irgendwie ist jeder große Führer Revolutionär. Auch Friedrich war es, und sein Sichaufbäumen wider den starren Zwang am väterlichen Hof, wider einen ertötenden Dogmatismus, wider erstickende Enge und erniedrigende Art ist bereits ein Revolutionieren, das über den Raum des Nur-Persönlichen hinausgreift. Aber das, was (wie die geplante Flucht nach England) gleichsam als revolutionäres Pathos erscheint, wird in der härtesten Schule des Schicksals zum revolutionären Ethos. Wende-

punkt einer anscheinend fehlgerichteten Entwicklung wird Küstrin. In jeder Beziehung wird Küstrin zum Schicksal Friedrichs — und damit zum nationalen Schicksal. Ohne dieses Küstrin kein Friedrich der Große, kein Friedrich der Einzige (wie schon Zeitgenossen ihn nannten). Seine Größe, seine Einzigkeit sind teuer erkauft; der Preis hieß Küstrin.

Aber die Festung ward mehr als Kerker; sie wurde Arbeitsstätte: die hohe Schule, in der der Genius zum Genie reifte. Nur ein solches konnte das Wort prägen: „Spott aus dem Munde eines Fürsten muß verbannt sein.“ Hier fühlen wir den ungeheuren Ernst dieses Lebens, das von Küstrin seinen Ausgang nahm. Nie ist in seiner Seele die Stadt am schweren Oderstrom von der Heiterkeit Rheinsbergs und seiner Seen ausgelöscht worden. Rheinsberg war schöpferische Pause; freilich, auch mehr als nur Pause: war schon Schöpferium selbst, denn hier ersann der Kronprinz die strategischen Pläne, die auf den Osten zielten.

Küstrin beendete das revolutionäre Pathos und begann das revolutionäre Ethos. Mit ihm stellte sich Friedrich gegen seine Zeit und wurde der Führer zur Zukunft. Er nahm dem Absolutismus den Sinn der Willkür und gab ihm den Sinn des Dienstes. Das heißt: er hob ihn aus der Sphäre des Liberalistischen in die Höhe des Sozialismus. Damit wurde er überwunden; die Strafe in eine neue Zeit war gewiesen. Friedrichs des Großen nationaler Sozialismus ist seine Kampfansage gegen das Versailles des Sonnenkönigtums, gegen die Minderwertigkeit der kleinen Nachahmer und Nachäffer des Franzosentums auf Duzenden von Fürstenthronen. Wenn er die Liebe zum Vaterland als das

Grundgefühl, die Arbeit für das Staatswohl als den einzigen Willen des wirklichen Fürsten bezeichnet und das Opfer jedes Eigenmühes, jeder Eigenliebe fordert, so erkennen wir, wie er als sozialistischer Revolutionär die Tore in die Zukunft aufreißt, er als König nichts als der erste Diener des Staates. Aber was er erschaut, erlebt und als Forderung ausgesprochen hat, verwirklicht er in den Mühen unermüdlichen Schaffens. „Um einen richtigen Begriff der neuen Regierung zu geben“, schreibt kurz nach Friedrichs Thronbesteigung der Gesandte Dänemarks, „muß ich sagen, daß bis jetzt der König von Preußen schlechterdings alles tut.“ Von jenem Gottesgnadentum, mit dem sich die Durchschnittlichkeit des Fürstentums seiner Zeit verbrämte, hielt er nichts. Wie einst Heinrich I. den kirchlichen Segen seines Königsamtes abgelehnt hatte, weil er aus eigener Kraft führen und gestalten wollte, so blieb auf Friedrichs Krönungsmünze das „von Gottes Gnaden“ fort. Dafür verbot er die Tortur und später das Prügeln der Bauern. Er selber kannte für sich nichts anderes als Dienen. Die Tafelrunde von Sanssouci ist auch nur (wie Rheinsberg und Neuruppin) schöpferische Pause inmitten der Arbeit und damit Vorbedingung neuer Leistung. „Ein Fürst“, so schreibt er in einem seiner politischen Testamente, „der aus Schwäche oder um seines Vergnügens willen das edle Amt versäumt, das Wohl seines Volkes zu fördern, ist nicht allein auf dem Thron unnütz, sondern macht sich eines Verbrechens schuldig; denn nicht dazu ist er zu seinem hohen Rang erhoben, nicht dazu hat man ihm die höchste Gewalt anvertraut, damit er in Freuden lebe und mit den Gütern des Volkes schwelge, während andere darben: der Fürst ist der erste Diener des Staates.“ Von dieser ethischen Revolution her, die sich dann folgerichtig im Leben von Volk und Staat auswirkte, muß das totale Lebenswerk des Königs begriffen werden: was er anpakte, in tausend und abertausend Einzelheiten, war letzten Endes immer nur durch sein sozialistisches, d. h. auf die Allgemeinheit, auf Staat und Volk ausgerichtetes Ethos bedingt. Friedrich und Preußen werden eins.

Preußen aber ist Osten. Preußen ist Grenze, ist Aufgabe und Erfüllung. Preußen ist nicht Westlertum, nicht Voltaire, sondern nordische Haltung: Kant. Es ist nicht Aufklärung, sondern kategorischer Imperativ. Der Bruch Friedrichs mit Voltaire ist letzten Endes blutmäßig begründet; hier zeigt es sich, wie der Charakter vom Blut her das Gesetz empfängt.

So war dem Friedrich ein Mensch des Ostens, einer, der um das Erbe Brandenburgs, um die Verpflichtung des Grenzlands wußte. Friedrich war ostdeutscher Mensch, sein Staat war ein ostdeutscher Staat, sein Volk (Preußen, Brandenburger, Pommern) ostdeutsch. Das alles war nicht bloß Überlieferung und Erinnerung; es wurde weltgeschichtliche Dynamik.

Es war gut, daß Friedrich schon als Kronprinz mit Ostpreußen vertraut wurde. Auf seinen Fahrten durch dieses Land wurde ihm vieles klar, was sein eigenes späteres Verhalten beeinflusste, politisch wie wirtschaftlich. Er lernte das gewaltige Siedlungswerk seines Vaters bewundern; er sah, wie durch das „Retablisement“ eine ganze Provinz aus völligem Ruin gerettet worden war. Er nennt die Art, mit der Friedrich Wilhelm das durch die Pest zur Einöde verwandelte Land „bewohnbar, fruchtbar und glücklich“ gemacht hatte, mit Recht heroisch. Die Zeit sollte kommen, da er den gleichen Heroismus beweisen durfte.

Doch sicherlich hat der Kronprinz noch mehr gesehen: die Insekllage nämlich, in der sich Ostpreußen befand. Es war durch polnisches Gebiet vom übrigen Staat abgeriegelt — ein untragbarer Zustand, der irgendwann geändert werden mußte. Das Land, dem der Gesamtstaat den Namen „Preußen“ verdankte, konnte nicht für immer abgetrennt bleiben. Friedrich kannte die Geschichte zu genau, um nicht zu wissen, daß der „Korridor“ der Siedlungsarbeit deutscher Geschlechter seine einstige Blüte verdankt hatte, die dann — auch das erkannte er mit eigenen Augen — durch polnische Mißwirtschaft vernichtet worden war. Er wußte um das Schicksal der Deutschen, der Protestanten im Weichselgau, um das Thorner Blut-

gericht, dessen Kunde damals zu dem zwölfjährigen Prinzen gedrungen war, um die erbarmungslose Ausraubung des von jesuitischer Intoleranz gepeinigten Landes durch den verkommenen polnischen Adel und das Händlertum der Juden. Er hatte ein Auge auch für die Schwierigkeiten, denen Ostpreußen im Kriegsfall durch die Tatsache des Korridors ausgesetzt war — Grund genug zu schärfstem Nachdenken und Planen. Doch als der Kronprinz König geworden war, hieß es noch warten. Eine andere Frage heischte Entscheidung. Schlesien — also wiederum der Osten.

Es war nicht der Dualismus zwischen Norden und Süden, der den dreimaligen Waffengang, zuletzt den Weltkrieg dersieben Jahre erzwang; es war das Genie des Staatsmannes und Soldaten, der Preußens Sendung im Osten in sich trug. Diese Sendung war schicksalhaft: blutmäßig, geopolitisch und darum geschichtlich.

Rein geopolitisch betrachtet: das Gesetz der Oder kam jetzt zur Auswirkung. Die brandenburgische Mark war einst, von der Elbe her, in den Oderraum vorgestoßen und hatte ihm, dem altgermanischen Boden, das deutsche Antlitz geprägt. Frankfurt an der Oder war die Universitäts- und Messstadt dieses Raumes geworden. Aber er war wie ein vorgetriebener Keil, darum jederzeit gefährdet, zumal jenseits der Ostgrenze Polen mit seinen Großmachtansprüchen stand. Die brandenburgische Bastion an der Oder mußte — wollte sie gehalten sein — ausgebaut und gefestigt werden. Die Richtung wies der Strom, die staatsrechtliche Grundlage gaben, früherer Sitte entsprechend, dynastische Erbverträge. Längst hätte demzufolge Pommern an die Hohenzollern fallen müssen; aber Schweden hatte im Dreißigjährigen Kriege das Dominium maris Baltici erlangt, und nur einen Teil seiner Ansprüche vermochte der Große Kurfürst durchzusetzen, als er wenigstens Ostpommern (und damit ein neues Stück Ostseeküste!) erwarb. Seinem Enkel, dem Soldatenkönig, fiel dann Stettin zu: nun war die Oder in ihrem Mittel- und Unterlauf in der Hand des brandenburgisch-preussischen Staates. Jetzt

wies das Gesetz des Stromes auf ihren Oberlauf, auf Schlesien.

Auch dessen Erwerb war durch alte Erbverträge mit den schlesischen Herzögen vorbereitet, jedoch durch Habsburg vereitelt worden. Nun griff und schlug der junge König zu, um das Gesetz der Oder zu verwirklichen und Schlesien mit Preußen zu vereinigen. Das geschah nicht aus einer Theorie heraus, sondern aus dem Zwang des Genies, aus dem Müssen, vielleicht auch aus dem Gegensatz zwischen Jugend und Überalterung, zwischen geborenem Führertum und schwerfälliger Kabinettspolitik. Wieviele Gegensätze brachen hier auf!

Es ist unrichtig, die schlesischen Kriege als Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich, d. h. zwischen der nördlichen und der südlichen Ostmark des Reiches zu bezeichnen. Preußen stand weder gegen Österreich noch gegen das Reich in den Waffen, sondern gegen Habsburg, gegen das Kaiserliche Kabinett, gegen die von Maria Theresia gehütete habsburgische Tradition. Das Leben Preußens war im Aufbruch — und Friedrich dieses Aufbruchs Führer. Er wies zum Osten.

Die Bewährung von Küstrin hieß Rumerödorf. Dazwischen lag eine andere Schicksalsstunde: Mollwitz. Es gab noch viele in den drei Kriegen, mit einer Ansammlung menschlichen Leides, politischer, militärischer, persönlicher Enttäuschungen — und gewaltiger Leistungen, unerhörter Überwindung. Friedrichs Briefe und Gedichte sind Zeugnis hierfür. Aber am Ziel stand der Sieg, stand das Leben. Es war, in großer geschichtlicher Sicht, der Sieg und das Leben nicht nur Preußens, sondern Großdeutschlands. In Friedrich fand sich die Nation. Sie erlebte, zum erstenmal seit langem wieder, was Führertum, was ein Heros bedeutet.

Am Ziel stand noch ein anderes: Preußen als die Großmacht des Ostens. Und damit noch umfassendere Aufgaben als zuvor, noch stärkere Verpflichtung: die Ostwacht für das Reich, für das deutsche Volk. Noch schärfer als ehemals mußte der Blick auf Polen gerichtet sein.

Die Gefahrenlage Preußens in seiner östlichen Flanke hatte der Siebenjährige

Krieg aufs eindringlichste gezeigt. Das zerbrechende Polen war — in der Anarchie der Adelsrepublik mit ihrem Liberum veto und den Konföderationen — kein Staat mehr, sondern ein Unstaat. Formell neutral, hatte er nicht die Fähigkeit besessen, seine Neutralität zu verteidigen, weder Rußland noch Preußen gegenüber. Zeitweise war Ostpreußen verloren und Pommern wie die Mark schwersten Angriffen vom Osten her ausgesetzt. Nur das siegreiche Kriegsende bewahrte den Bestand Preußens, auch an seiner politisch und geopolitisch unmöglichen Ostfront.

Die Gelegenheit, hier die notwendigen Änderungen zu schaffen, bot sich dem König durch das russische Vorgehen gegen Polen. Katharina II. war nicht mehr gewillt, ein selbständiges Polen (selbständig war es ja nur noch dem Schein nach!) zu dulden. Der äußere Anlaß zum Einschreiten Rußlands war in der Behandlung der polnischen „Dissidenten“ (Nichtkatholiken), besonders der Anhänger des griechischen Ritus gegeben, deren Schutz die Zarin übernommen hatte. In den letzten Jahren der sogenannten polnischen Souveränität war Rußland bereits der eigentliche Herr des zerfallenden Staates. Reichstagsbeschlüsse mußten unter russischen Geschützen gefaßt werden. Der Augenblick war gekommen, in dem Friedrich der Große nun auch seine Ansprüche anmelden durfte. Nach mehrjährigen Verhandlungen zwischen Berlin, Wien und Petersburg kam jener Vertrag zustande, der von der Geschichtsschreibung als erste Teilung Polens (1772) bezeichnet wird. Preußen erhielt Westpreußen (ohne Danzig und Thorn), das Bistum Ermland und den Nebedistritz, im ganzen etwa 35 000 Quadratkilometer; doppelt soviel bekam Österreich (Ostgalizien, Lodomirien — die Zipf hatte es bereits 1770 besetzt), das Dreifache endlich Rußland (die Gebiete östlich von Düna und Dnjepr). Die dringende Gefahr, daß Rußland in Westpreußen einmarschierte und somit Ostpreußen umklammerte, war durch Friedrichs kühne politische Strategie abgewandt. Ostpreußen war jetzt keine „Insel“ mehr, sondern mit dem Hauptteil des Staates vereint; das alte



Friedrich I., König von Preußen, setzt sich am 18. Januar 1701 die Königskrone selbst auf  
Nach einer Radierung von Daniel Chodowicki

Ordensland an der unteren Weichselkehrte aus polnischer Verwahrlosung in deutsche Zucht zurück.

Eine Zwischenbemerkung: es handelte sich hierbei um keine eigentliche „Teilung Polens“, auch wenn dieser Ausdruck in den geschichtlichen Sprachgebrauch übergegangen ist und selbst von Friedrich dem Großen angewandt wurde. Denn es war ja nicht „Polen“, nicht das Gebiet polnischen Volkstums, das „geteilt“ wurde; vielmehr kam im wesentlichen nur nicht-polnischer Raum in die Souveränität der Anliegerstaaten. Was Preußen zufiel, war altdeutsches Land, deutscher Siedlungsboden, mit immer noch (trotz eifriger Polonisierung) starker deutscher Bevölkerung — in der Hauptsache ein Gebiet, das dreihundert Jahre zuvor durch eine wirkliche „Teilung“, nämlich der des Ordensstaates die Beute Polens geworden war. —

Mit der Erwerbung des Weichselganges erfüllte sich ein zweites geopolitisches Gesetz, unter dem Preußen stand: das der Ostsee. Durch den Besitz des mittleren und östlichen Pommern einerseits und Ostpreußens andererseits war ein aus-

gedehnter Küstenraum der Ostsee mit Häfen wie Stettin und Königsberg in preußischer Hand. Oder und Weichsel wiesen zur Ostsee. Die Lücke innerhalb der Küste zwischen Pommern und Ostpreußen war unerträglich; die Großmachstellung des preußischen Staates verlangte den Ausbau seiner Position am Meer. Noch war es dem König nicht möglich gewesen, seine Hand auch auf Danzig und Thorn zu legen; das mußte er der Zukunft überlassen, die zwanzig Jahre später die Eingliederung dieser beiden wichtigen Städte vollzog: die geographische Linie war damit folgerichtig gezogen, um erst durch den Wahnsinn von Versailles von neuem unterbrochen zu werden.

Durch den Besitz der gesamten Oder, der unteren Weichsel und der Ostseeküste von Pommern bis Ostpreußen war Preußen zur deutschen Vormacht im Osten geworden. Es geschah dies, nachdem die Gegenätze des Siebenjährigen Krieges durch die Entwicklung weitgehend überholt worden waren, in freundschaftlichem Zusammenwirken sowohl mit Österreich wie mit Rußland. Das Reich (durch seine beiden Hauptmächte vertreten) und Rußland hatten in gemeinsamer Politik eine brennende Frage Europas, die polnische, friedlich der Lösung entgegengeführt. Unwillkürlich zieht man hier den Vergleich mit den Geschehnissen jüngster Vergangenheit.

Doch noch ein anderer Vergleich drängt sich auf. Unfugliches hatte unter polnischer Mißwirtschaft der deutsche Raum im Osten gelitten, bevor Friedrich der Große ihn in preußische Ordnung und deutsche Kultur zurücknahm. Durch Zwangspolonisierung (und Zwangskatholisierung) war unserem Volkstum erheblicher Schaden zugefügt worden und wirtschaftlich war das einst so blühende Land geradezu verkommen. Hören wir einiges aus dem, was der König selbst hierüber sagt: „Als dieses Land unter preußische Botmäßigkeit kam, herrschten dort Geschloßigkeit, Unordnung und Verwahrlosung, wie es bei einem barbarische, in Unwissenheit und Dummheit schmachtenden Volk nicht anders sein kann . . . Die Städte befanden sich im

jämmerlichsten Zustand. In Kulm . . . sah man statt der Straßen nur die Keller von ehemaligen Häusern; von 40 Häusern des Marktplatzes waren 28 ohne Dach, Fenster und Türen, auch ohne Besitzer. In gleichem Zustand befand sich Bromberg . . . Unglaublich, aber selbst ein Schneider war in diesem unglücklichen Lande eine Seltenheit — Schneider, Stellmacher, Tischler, Maurer, Apotheker mußte man erst ansiedeln . . . Was Erziehung heißt, wußte man hier nicht; man war ebenso unsittlich wie unwissend. Auch mußten mehr als 4000 Juden, die bei den Bauern bettelten und stahlen, nach Polen zurückgeschafft werden.“

Einen derartigen Ruin hatten die zwanzig Jahre polnischer Fremdherrschaft von 1920 bis 1939 dem Weichselland naturgemäß noch nicht zufügen können — aber man war auf dem gleichen Wege der Verelendung, der Verarmung, der wirtschaftlichen Verlotterung! Polnische Unfähigkeit und jüdisches Schmarokertum ließen das Land um so schneller verkommen, je mehr man das bodenständige Deutschtum verdrängte und ausmerzte. Das Endergebnis wäre kaum ein anderes gewesen als zur Zeit, da Friedrich das Land rettete.

Ein weiterer Vergleich: der beginnende Aufbau, die Einbeziehung des wiedergewonnenen Gebietes in die deutsche Kultur. Gerade in dieser Hinsicht bewies der König, was er einst in der Schule seines Vaters gelernt und inzwischen an anderen Stellen längst selber angewandt hatte. Aufbau der Städte, des Landes, Ansiedlung deutscher Bauern, Handwerker, Gewerbetreibender, Schaffung von Industrien, Bau von Straßen und Wasserstraßen, Entwässerung des Landes, Bodenverbesserung, Förderung des Handels, Einrichtung von Schulen, Einführung geordneter Rechtspflege und unendlich viel anderes — mutet es nicht wie ein nationalsozialistisches Wirtschafts- und Kulturprogramm an?

Endlich: die militärische Sicherung des Landes! Wenn Friedrich seine Werbeoffiziere anweist, unter den Soldaten Umschau nach geeigneten Siedlern für den Osten zu halten, oder wenn er Auswanderern, die nach Amerika wollen,





Friedrich der Große

Nach einer Radierung von Daniel Chodowiecki

deutsche Heimat im Osten bietet — spüren wir da nicht etwas von dem heutigen Gedanken des Wehrbauernentums? Vor allem aber kam es darauf an, dem Lande die Möglichkeit der Verteidigung, der Abwehr feindlicher Angriffe zu geben. Das Auge des Königs erkannte die strategische Bedeutung der Weichsel. „Man konnte“, so schreibt er, „einen wohlgedachten Verteidigungsplan aufstellen und vorsorglich alle Vorbereitungen treffen, Festungen bauen, Speicher anlegen, Brücken schlagen. Die Weichsel, das war die Grundlage aller Überlegungen, ist die Achse der Verteidigung von ganz Preußen. So erfolgte der Beschluß, am Ufer dieses Stromes eine Festung von Rang zu bauen, und als geeigneter Platz dafür wurde Graudenz ausgewählt, nicht die Stadt selbst, sondern eine benachbarte Höhe. So vermag ein tüchtiger Heerführer hier auch mit nur mittelstarken Kräften Preußen einige Jahre zu decken.

Drei überlegen vorteilhafte Stellungen gibt es, in denen er sich halten kann, ehe er auf die Weichsel zurückmüß: zuerst die Memel, dann die Inster, endlich Löben. Selbst wenn er schlimmstenfalls auf Graudenz zurückgehen muß, so kann er durch geschickte Verteidigung der Weichsel und Neze gleichzeitig Pommern und Schlesien decken.“

So wie der König persönlich die Anlage des wirtschaftlich überaus bedeutungsvollen Bromberger Kanals überwachte, der Verbindung zwischen den Stromgebieten der Weichsel und Oder, so galt sein ganzes Interesse dem Bau der Festung Graudenz. In dem totalen Denken des Königs bildeten Staatspolitik, Wirtschaftspolitik und Wehrpolitik ein untrennbares Ganzes. Sie wurden im Osten zur Grundlage deutscher Kulturpolitik, die diesem aus deutschem Wesen erwachsenen Lande nun wieder sichtbar das arthafte Gepräge zurückgab.

Auch militärisch hat sich die Voraussicht des Königs bewährt; es sei nur an die Verteidigung von Graudenz durch Courbière im Jahre 1807 erinnert — damals allerdings nicht gegen einen Gegner aus dem Osten, sondern gegen die Franzosen. Auch im Weltkrieg spielten die Ostbesetzungen und die Weichsellinie eine wichtige Rolle im Schutze Deutschlands.

Gerade von unserer heutigen Schau, von der neuen Epoche aus, die mit Adolf Hitler anbrach, und aus der Fülle nationalsozialistischer Erkenntnisse vermögen wir das Lebenswerk des unsterblichen Königs tiefer zu begreifen, als es je einer Zeit vor uns möglich war. Wer mit eigenen Augen sehen durfte, was überragendes, weltgeschichtliches Führertum ist, der erspürt es auch in den Großen der Vergangenheit. Er weiß dann, daß solche „Vergangenheit“ nie wirklich vergangen ist, sondern fortwirkt, in die Ewigkeit des völkischen Lebens und nationalen Schicksals hinein. Das Werk dieser Großen ist unvergänglich. Man hat früher gemeint, in der Katastrophe von 1806/07 sei der „Staat Friedrichs des Großen“ zusammengebrochen. Nichts falscher als das! Es brach ein Staat unfähiger Nachfolger zusammen — aber das Werk des Königs hatte Bestand. Denn dieses Werk war im Letzten geistiger und seelischer Art. Man kann sagen: trotz der Katastrophe konnte sich Preußen von neuem erheben und bewährte sich in der Prüfung des Unglücks, weil der preussische, der deutsche Mensch den Glauben bewahrt hatte; und daß er ihn in Not und Verzweiflung bewahrte, verdankte er der Tatsache, daß es einen Friedrich den Großen gegeben hatte! Nicht an Theorien, sondern an den großen Persönlichkeiten entzündet sich der Glaube. Der Glaube an Friedrich war zum Glauben an Deutschland geworden. In diesem Glauben war Friedrich nicht mehr nur Preuze — er war der Deutsche. Darum dachte die Zeit der Befreiung auch nicht mehr in Stämmen, Ländern, Dynastien; sie dachte im Reich, in der Nation. Das war das höchste Ergebnis des Führertums, des Schöpfertums Friedrichs des Großen. Von ihm aus geht die nationale Entwicklung über die Freiheitskriege zur Ein-

heitsbewegung des 19. Jahrhunderts, zur Gründung des Bismarckreiches und schließlich — immer wieder nach bitteren Rückschlägen — in das neue Großdeutsche Reich, dem Reich der Einheit, der Freiheit, der Volksgemeinschaft, dem Reich, dessen Beruf es ist, alle nationalen Ideen und sozialistischen Notwendigkeiten zu verwirklichen.

Man hat in liberalistischer Betrachtung gern das „Weltbürgerliche“ des Philosophen von Sanssouci hervorgehoben und dabei übersehen, daß das Entscheidende, nämlich das Werk, nicht überstaatlich, sondern national war. Friedrich haßte in religiösen Dingen jeden Dogmenzwang; darum aber war er kein Mann der billigen Aufklärung, vielmehr ein unerbittlicher Gegner der papierernen, dem wahrhaftigen Leben fernem Theoreme der französischen Enzyklopädisten. „Sie haben“, schreibt Friedrich am Ende seines Erdenweges, „die Vaterlandsliebe so lächerlich wie nur möglich gemacht, die schon das Altertum verherrlicht hatte und die stets der Urgrund der schönsten Taten war. Sie denken in diesem Punkt so schwächlich wie in vielen anderen. Vaterland, so schulmeistern sie, sei kein Wesen, sondern ein leeres Gedankenbild . . . Darum verdiene es auch unsere Liebe nicht. Wie jämmerlich ist doch solcher Beweis . . . Das Land, in dem wir geboren sind, heißt unser Vaterland, es besteht wirklich und ist kein Phantom des Verstandes . . . Wir schulden ihm Anhänglichkeit, Liebe und Dienst . . . Ihr könnt die Mitmenschen nicht lieben, ohne euer Vaterland zu lieben!“ Und er findet auch Worte an das Vaterland, die ewig im Herzen der Deutschen, ewig im Herzen der ostdeutschen Menschen haften sollten:

„Mein Herz, von Liebe und Dank hingerissen, es brauchte dich nicht zu sehen und nicht zu hören, um dich zu lieben. Ich schulde dir alles, ich bin unlösbar und mit all meinen Gefühlen mit dir verbunden. Erst mit meinem Leben enden meine Liebe und mein Dank! Dir gehört mein Leben, und wenn du es von mir zurückerforderst — ich will es dir freudig opfern. Der Tod für dich gibt ewiges Gedächtnis, und dir zu dienen ist mein Ruhm.“

Arthur Lenz

## Danzig als Geburtsstätte der Deutschen Kriegsmarine

Vom 7. Mai bis zum 2. Juni d. Js. bietet der Reichsbund Deutscher Seegelung gemeinsam mit dem Nationalsozialistischen Deutschen Marinebund mit Unterstützung des Oberkommandos der Kriegsmarine unter der Schirmherrschaft von Gauleiter Reichsstatthalter Albert Forster in den Räumen des Grünen Tors in Danzig der Öffentlichkeit eine aufschlußreiche Ausstellung „Seegelung — Weltgeltung“. Sie will im Anschluß an die gewaltigen Kriegseignisse der Gegenwart dem Besucher das Verständnis für die Fragen deutscher Seegelung, für die Bedeutung deutscher Seemacht und für die großen Entscheidungen unserer Tage erleichtern.

Aus einer Überschau von 100 Jahren der Entwicklung der deutschen Kriegsmarine ergibt sich, daß aus der Begründung der Danziger Kriegswerft, der späteren Kaiserlichen Werft, im Jahre 1844 der Aufstieg Preußen-Deutschlands zur Seemacht und Seegelung erwuchs.

Mit der Heimkehr Danzigs ins Reich durch die Befreiungstat des Führers wurde der altherwürdigen See- und Handelsstadt Danzig die große Bedeutung als wichtiger Stützpunkt der deutschen Kriegsmarine wiedergegeben. Bis zum Ende des Weltkrieges 1918 war Danzig mit der Kaiserlichen Werft und den beiden Danziger Privatwerften von Klawitter und Schichau seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Hauptbauhof für die deutsche Kriegsflotte. Unauslöschlich bleibt die Erinnerung an die vielen Kriegsschiffe, die einst aus Danzig zum Kampfe für das Vaterland ausliefen und ehrenvoll im Weltkriege bestanden, wenn nur hingewiesen werden mag auf die ruhmreiche erste „Emden“, auf die „Lüchow“ und die vielen erfolgreichen Torpedoboote und U-Boote mit ihren mutigen Kommandanten und Besatzungen. Zu großen Freudentagen der Danziger Bevölkerung wurden stets Besuche deutscher Kriegsschiffe während der Jahre der Abtrennung Danzigs vom Reiche. Das Morgenrot der Freiheit aber für das zwanzig Jahre in den Fesseln von Versailles gehaltene deutsche Danzig leuchtete, als am 25. August des Vorjahres die „Schles-

wig-Holstein“ unter unendlichem Jubel der Bevölkerung in den Danziger Hafen einlief. Die Tatsache, daß dieses deutsche Kriegsschiff den Befreiungskampf Danzigs einleitete, bindet Danzig in Treue noch fester mit der deutschen Kriegsmarine.

Die Entwicklung der preußisch-deutschen Kriegsmarine ist aufs engste mit Danzig verbunden. In Preußen hatte der Friedensschluß von 1815, in dem Neuborpommern und Rügen in seinen Besitz übergingen, den Flottengedanken neu belebt. Zwei Jahre danach, 1817, wurde in Danzig die erste preußische Seefahrtsschule gegründet. Preußen besaß als nennenswerte Häfen Anfang des vorigen Jahrhunderts nur Memel, Pillau, Danzig, Kolberg und Stettin. In den Jahren 1842 bis 1848 fuhr in der Hauptsache von Danzig aus die Übungskorvette „Amazonen“, deren Bestimmungshafen von Stettin nach Danzig verlegt war, als Schulschiff für sämtliche preußischen Navigationschulen. Bei dem Bestreben, für diese Übungskorvette, auf der ebenso wie auf der Danziger Navigationschule die ersten Offiziere und Unteroffiziere für die im Entstehen begriffene Rgl. preußische Marine ausge-

bildet wurden, eine Unterbringung und eine bequeme Reparaturgelegenheit zu schaffen, richtete sich der Blick auf Danzig. Hier waren die unter den damaligen Verhältnissen an eine Kriegswerft zu stellenden Anforderungen vorhanden. Die Wasser- und Tiefenverhältnisse waren günstig, der Platz lag unter dem Schutz der Festung, Schiffsbauholz bildete einen besonderen Handelsartikel. Dazu herrschte in Danzig seit Jahrhunderten ein reger Privatschiffbau mit geübten Schiffszimmerleuten.

Unter diesen günstigen Umständen erwarb die preussische Regierung am 22. Juni 1844 von dem Magistrat in Danzig ein an der Toten Weichsel und dem Heckergraben neben dem Jungstädtischen Holzraum gelegenes, der Stadtgemeinde gehöriges Grundstück von fünf Morgen, das die Bezeichnung „Kgl. Korvetten-Depotplatz“ erhielt. Auf ihm wurden außer einem mit Holzwänden versehenen Bassin die zur Unterbringung von Utensilien, Dienst- und Wohnräumen notwendigen Bauten ausgeführt. Damit war der Grundstein für die spätere Danziger Kriegswerft gelegt.

Da die kriegerischen Verwicklungen mit Dänemark Ende der vierziger und Anfang der 1850er Jahre, in denen die preussische Kriegsflotte gemeinsam mit der 1848 gegründeten deutschen Flotte kämpfte, den geringen Wert der lediglich mit Riemen und Segeln zu bewegenden Kanonenboote gezeigt hatte, entschloß sich die preussische Regierung zur Herstellung größerer, mit Dampfkraft getriebener Kriegsschiffe. Die deutsche Bundesflotte, die nur aus einigen armierten Kauffahrteischiffen bestand, hatte sich als völlig unzulänglich gegenüber der dänischen Flotte erwiesen. Die von den einzelnen Kleinstaaten bewilligten Geldbeiträge wurden nicht einmal regelmäßig bezahlt, und so endete die deutsche Bundesflotte als Ausdruck eines uneinigen, zerplitterten Reiches im Jahre 1852 kläglich in Bremen ihr kurzes Dasein. Sie kam unter den Hammer und wurde von Hannibal Fischer unseligen Andenkens verkauft. Das war das Ende des deutschen Traumes von der Seegewalt.

Unabhängig vom Reiche aber betrieb unterdessen Preußen unter dem rastlosen

Drängen des Prinzen Adalbert von Preußen den Aufbau der jungen preussischen Kriegsmarine. Er arbeitete Pläne zur Ausbildung des Personals aus und setzte den Bau von seetüchtigen Kriegsschiffen ins Werk. Als erster selbständiger preussischer Dampfkriegsschiffbau wurde auf der neuen Kriegswerft in Danzig die Radkorvette „Danzig“ nach dem Entwurf des Schiffbaumeisters Johann Wilhelm Klawitter am 3. November 1851 auf Stapel gelegt und 1853 im Bau vollendet. Schon um 1840 hatte Klawitter, dessen schiffbaukundige Vorfahren bereits 1610 in Danzig nachweisbar sind, den Bau eiserner Schiffe in Danzig eingeführt. Mit dem Bau der Radkorvette „Danzig“ stellte er erneut sein großes technisches Können als Schiffbauer unter Beweis, wie ihm bei der Abnahme durch die preussische Kriegsmarine bezeugt wurde. Nach holländischem Muster konstruierte er 1853 in Danzig ein hölzernes Schwimmdock, das erste im preussischen Staate, das über fünf Jahrzehnte im Betrieb gewesen ist und nicht nur den Schiffen der Handelsflotte, sondern auch der preussischen Kriegsmarine für Reparatur der Fahrzeuge gedient hat.

Die Bedeutung Danzigs als Marinestadt wuchs, als hierher 1853 unter Loslösung der Marineverwaltung vom Kriegsministerium die Admiralität der Kgl. Preussischen Marine verlegt wurde. Mit der neuen Radkorvette „Danzig“ und dem Schiffsdock von Klawitter wurde der Weg freigemacht, eine eigene Kriegsflotte im Lande mit heimischen Kräften zu erbauen. Ihren ersten Ruhm erntete die junge preussische Kriegsmarine, als sie mit der Korvette „Danzig“, an Bord als Befehlshaber Admiral Prinz Adalbert von Preußen, eine Strafexpedition gegen die Seeräuberrien marokkanischer Riffabylen in die nordafrikanischen Gewässer unternahm. Der Befehlshaber lieferte den Riffabylen am 7. August 1856 am Kap Tres Forcas ein Landungsgefecht. Er setzte sich an die Spitze der Landungsabteilung, die auf harten Widerstand der Seepiraten stieß. In heldenmütigem Kampfe fielen eine Anzahl Mannschaften und Offiziere, darunter auch der Adjutant,



Die Radkorvette „Danzig“ bei Tres Forcas  
im Kampf mit Riffabylen am 7. August 1856

Leutnant z. S. Niesemann. Prinz Adalbert selbst wurde verwundet.

Das für die junge preussische Kriegsmarine so denkwürdige Jahr 1856 war zugleich das Geburtsjahr des letzten, im Danziger Schiffbau führend gewesenen Leiters des väterlichen Werftunternehmens, des 1929 verstorbenen Präsidenten der Danziger Handelskammer, Dr. h. c. Willi Klawitter. Er hatte dem Deutschen Museum in München das Modell einer alten Danziger Werft gestiftet, wie er es aus eigenem Gedächtnis und aus alten Plänen seiner Vorfahren zusammenstellen konnte.

Die Schiffswerft Klawitter, deren verdienstvolles Wirken aus der Geschichte des Danziger Schiffbaues nicht wegzudenken ist, mußte Anfang 1932 infolge schwerer wirtschaftlicher Hemmnisse stillgelegt werden. Sie hatte seit Ende der 1850er Jahre, von wann ab Baulisten mit laufender Nummer vorliegen, über 400 Kriegs- und Handelsschiffe in Holz und Eisen erbaut und vorher mehr als 100 Segler für die Danziger Reedereien. Ihre Pionierarbeit aber zum Besten der

im Entstehen begriffenen preussischen Kriegsmarine bleibt unvergessen.

Verfolgen wir die Geschichte des preussischen Kriegsschiffbaues in Danzig seit Erwerb eigenen Geländes im Jahre 1844, so ergibt sich, daß das Kgl. Marindepot in Danzig im Jahre 1848 zu einer Werft erweitert wurde, die lange Zeit als einzige deutsche Werkstätte Kriegsschiffe bauen konnte, aber erst im Jahre 1869 zum Eisenschiffbau überging. Von Interesse mag sein, daß 1848 bei der Kgl. preussischen Admiralität auch das Projekt eines Kriegshafens auf Hela bestand.

Manch harte Schicksalsschläge trafen Kriegsschiffe, die in Danzig erbaut oder stationiert waren. So wurde aus dem Erlös einer nationalen Sammlung, wozu in Danzig allein 3000 Reichstaler aufkamen, der Schoner „Frauenlob“ auf der Danziger Werft erbaut, der 1860 in Ostasien während eines Taifuns sank. Die 1843 in Stettin gebaute Korvette „Amazonen“, die am 30. Oktober 1861 die Ausreise von Danzig aus antrat, ging einen Monat später an der holländischen Küste mit 5 Offizieren, 1 Arzt, 19 See-

kadetten, 38 Matrosen und 36 Schiffsjungen verloren.

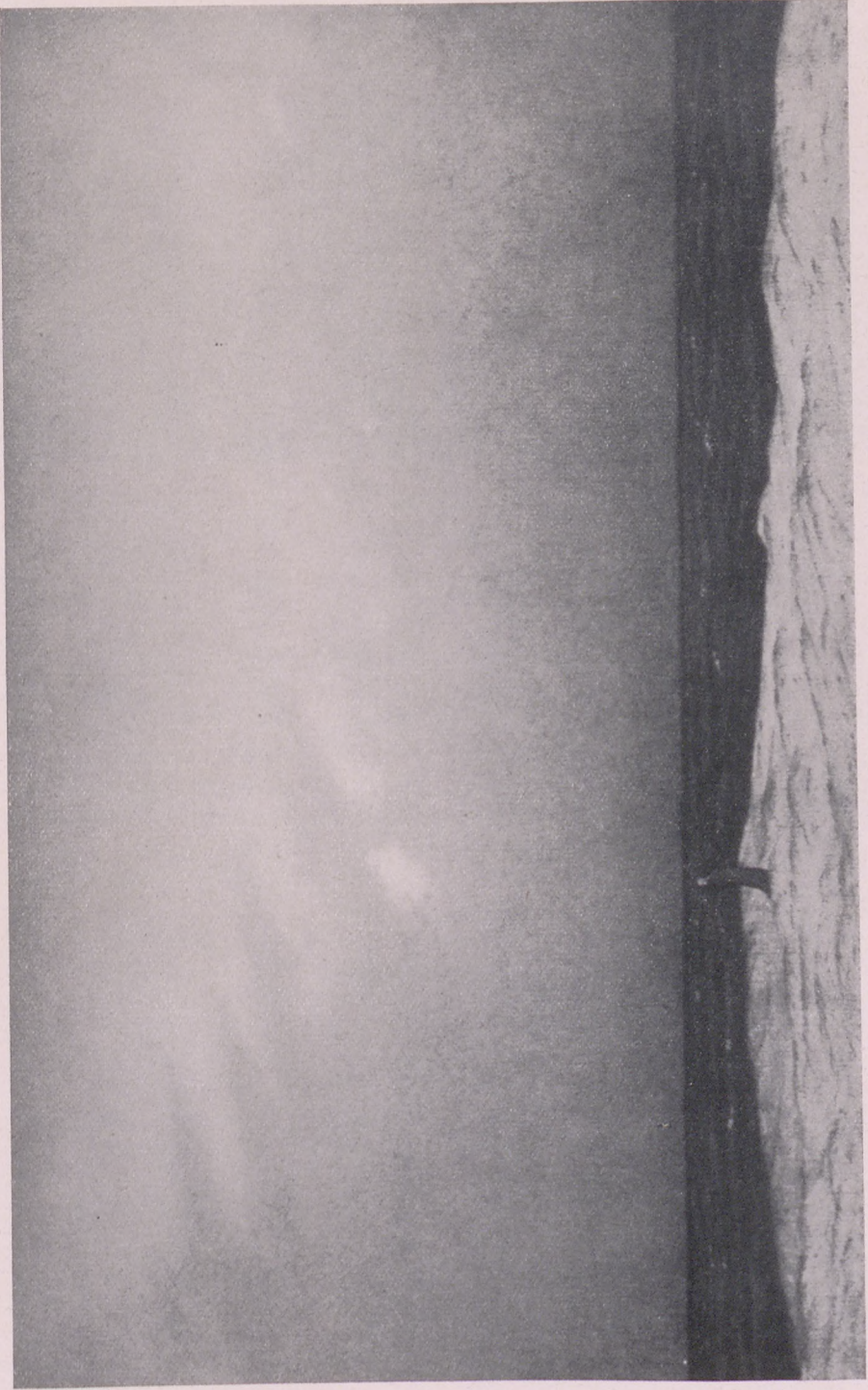
Die 1858 in Danzig vom Stapel gelaufene gedeckte Korvette „Arkona“ gehörte zu dem preussischen Geschwader, das in besonderer Mission zum Abschluß eines Handelsvertrages mit Japan Ostasien aufsuchte. Zu dieser Klasse gehörte auch die 1859 in Danzig vom Stapel gelaufene Korvette „Gazelle“. Auf der „Arkona“ kämpfte der in Danzig im Jahre 1822 geborene Admiral v. Jachmann am 17. März 1864 bei Jasmund auf Rügen gegen die Dänen. Er war das siebente von acht Kindern des Regierungs- und Schulrats Jachmann, der an der 1817 in Danzig gegründeten ältesten preussischen Seefahrtsschule Unterricht erteilte. Als 1864 der Krieg Preußens gegen Dänemark ausbrach, erhielt Jachmann als Kapitän zur See das Kommando über die „Arkona“ und damit gleichzeitig als Kommodore auch den Befehl über die gleichfalls in Danzig (1860) erbaute Glatdeckskorvette „Nympe“, die unter dem in Danzig geborenen Kapitän z. S. Weichmann im August 1870 einen heldenmütigen Ausfall aus Danziger Neufahrwasser auf ein vor Hela liegendes französisches Geschwader machte und dadurch die Franzosen veranlaßte, die gegen Danzig eröffnete Blockade aufzugeben.

Die Dänen hatten am 10. März 1864 den Mächten mitgeteilt, daß vom 15. März ab die Häfen Barth, Stralsund, Greifswald, Wolgast und Cammin als blockiert zu gelten hätten. Kapitän z. S. Jachmann beantwortete diese Blockadeerklärung am 17. März mit dem Ausfall der „Arkona“ aus Swinemünde, bei dem ihn die Schiffe „Nympe“ und „Loreley“ begleiteten. Es kam bei Jasmund zu einem Gefecht mit den überlegenen dänischen Kriegsschiffen „Sjælland“, „Skjold“, „Thor“, „Heimdall“, „Tordenkiold“ und „Esbarne Snare“ unter dem dänischen Admiral van Doctum. Die Schiffe der jungen preussischen Kriegsmarine hielten sich tapfer gegen die dänische Übermacht. Kapitän z. S. Jachmann wurde zum Konteradmiral befördert. Der Prinz-Admiral Adalbert telegraphierte nach dem Gefecht bei Jasmund an Jachmann: „Durch Ihre kühne

Tat ist die Preussische Marine fest begründet.“ —

Der siegreiche Krieg von 1870/71, der in der Machtstellung Deutschlands und seiner wirtschaftlichen Interessen einen völligen Umschwung herbeigeführt hatte, war von wesentlichem Einfluß auf die fernere Entwicklung der Flotte und auch der Werft in Danzig, die fortan den Namen „Kaiserliche Werft“ führte. Inzwischen war (1865) die Marinestation der Ostsee von Danzig nach Kiel verlegt worden, wo eine neue leistungsfähige Kriegswerft entstand. Dazu kam die am 17. Juni 1869 in Wilhelmshaven eröffnete Werft. Der Plan, die Danziger Werft eingehen zu lassen, wurde fallen gelassen und, um auch im östlichen Teile der Ostsee einen wichtigen Stützpunkt zu haben, die Umwandlung der bisherigen vorläufigen Anlagen in endgültige beschlossen. In dem erweiterten Gründungsplan der nunmehr deutschen Reichsflotte erhielt auch Danzig seinen besonderen Platz.

Im Rahmen des ersten großen deutschen Flottenbauplans nach 1870/71 kam in einer amtlichen Denkschrift, die am 21. April 1873 dem Reichstage zugeht, der Grundsatz zum Ausdruck, daß der Bau der noch fehlenden Kriegsschiffe ausschließlich im Inlande unter möglichster Ausnützung der Marinewerften und tunlichster Heranziehung der konkurrenzfähigen Privatunternehmungen geschehen solle. Der Anfang 1872 zum Chef der Kaiserlichen Admiralität ernannte Generalleutnant Albrecht von Stosch erklärte im Reichstage, daß „ohne deutschen Schiffbau keine deutsche Marine“ möglich sei. Damit wurde die Grundlage für die Entwicklung einer leistungsfähigen deutschen Schiffbauindustrie geschaffen. Nun konnten die deutschen Werften trotz aller Schwierigkeiten den Kampf gegen die ausländischen Schiffbauer aufnehmen und mit wachsender Kraft durchführen. Schon zwanzig Jahre nach Herstellung des ersten Panzerschiffes in Deutschland war der deutsche Schiffbau auf gleicher technischer Höhe wie in den Wettbewerbsländern. Die mit Beginn der 1880er Jahre sich entwickelnde Torpedowaffe — der spätere Großadmiral Alfred von Tirpitz war da-



Caspar David Friedrich: Mönch am Meer







Artillerieeergieren an Bord S.M.S. Artona (1860)

mals als Kapitänleutnant Leiter des Torpedoversuchskommandos — leitete einen neuen Abschnitt des Kriegsschiffbaues ein. Auch die Danziger Werften hatten daran ihren bedeutenden Anteil. Dazu drängte die Erwerbung von Kolonien um die Mitte der 1880er Jahre zur Verstärkung der Deutschen Kriegsmarine.

Zwei Kanonenboote „Itis“, die in Danzig erbaut wurden, leben rühmlichst fort in der deutschen Seekriegsgeschichte. Das erste Kanonenboot „Itis“ lief 1878 auf der Danziger Werft vom Stapel. Am 23. Juli 1896 strandete das Schiff in einem Taifun an der chinesischen Küste bei Shantung. Fünf Offiziere und 69 Mann der Besatzung mit dem Kommandanten, Kapitänleutnant Braun, fanden damals den Seemannstod nach einem letzten dreifachen Hurra auf das Vaterland und den obersten Kriegsherrn. In das Brausen des Sturmes hinein aber ertönte das Flaggenlied, das seit jenem Tage noch heute in feierlichen Stunden oft erklingt. Nur 13 Mann der tapferen Besatzung wurden gerettet.

Der zweite „Itis“ wurde auf der Schichauwerft in Danzig gebaut. Unter dem damaligen Kommandanten, Korvettenkapitän Lans, verließ das Kanonenboot im Februar 1899 die Heimat, um nach Ostasien auf Station zu gehen. In denselben Gewässern, in denen der erste „Itis“ sein Heldengrab gefunden hatte, erntete der neue „Itis“ unter seinem tapferen Kommandanten neuen, unvergänglichen Ruhm. In der Nacht zum 17. Juni 1900 unterstützte Korvettenkapitän Lans mit seinem kleinen Schiff als erster der Kampflinie von See aus während des Boxeraufstandes den Sturm auf die starken chinesischen Takuforts. Lans hatte den Angriffsplan ausgearbeitet, den die an der Beschließung beteiligten Kanonenboote anderer Nationen angenommen hatten. Trotz einer schweren Verwundung blieb der pflichttreue Kommandant auf der Kommando-Brücke. Er erhielt für seinen heldenmütigen Einsatz den Orden Pour le mérite. Das Kanonenboot durfte fortan das Bild dieser höchsten preussischen Kriegsauszeichnung am Bug führen. Dieses

Gefecht, in dem Besatzung und Offiziere in schwerstem feindlichem Feuer ihren Dienst in völliger Ruhe taten, zeigte, wie ausgezeichnet der Geist und die Disziplin in der deutschen Kriegsmarine waren.

Zu den auf der Danziger Werft gebauten Schiffen gehörten ferner die Schulkreise „Gneisenau“ und „Moltke“, von denen die „Gneisenau“ im Dezember 1900 bei Malaga strandete. Nachdem im Jahre 1906 noch der nach dem Kriege abgelieferte Kreuzer „Danzig“ auf der Danziger Werft erbaut war, liefen hier als letzte größere Schiffe 1908 die beiden Kreuzer „Stuttgart“ und „Emden“ (3650 To.) vom Stapel. Mit dem Bau der für alle Zeiten durch ihre Heldentaten im Kreuzerkriege (1914) unvergesslichen „Emden“ hat die frühere Kaiserliche Werft in Danzig, wie Kapitän z. S. a. D. Günther Martini in seiner marinefachlichen Würdigung der Bedeutung Danzigs als Kriegshafen der deutschen Kriegsmarine hervorhebt, einen ruhmvollen Abschluß ihrer größeren Schiffsbauten erreicht, wie er sich schöner und anerkannter nicht denken läßt.

Seit 1908 bewährte sich die Danziger Werft im Bau von U-Booten, von denen 55 an die Kriegsmarine abgeliefert wurden. U 21 unter Kapitänleutnant Herfing unternahm im Weltkriege die verwegene Fahrt nach den Dardanellen und torpedierte dort zwei feindliche Linienschiffe. Diese kühne Tat bildete damals mit den Hauptanlaß zur Aufgabe des Dardanellenunternehmens durch die Feinde.

Die Bedeutung Danzigs als früherer Hauptbauhof für die deutsche Flotte aber ergibt sich am deutlichsten aus der Feststellung, daß von der Kriegswerft mit den beiden Privatwerften von Klawitter und Schichau immerhalb der 70 Jahre von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum Ende des Weltkrieges 1918 rund 300 000 To. Displacement von Kriegsschiffen abgeliefert wurden.

Im Weltkriege war Danzig als Kriegshafen der Hauptstützpunkt der deutschen Ostseestreitkräfte in der östlichen Ostsee. Von hier aus gelang es, den Verkehr durch die Ostsee für die notwendigen Erztransporte aus Schweden aufrecht zu

erhalten. Neben der günstigen wirtschaftlichen Lage Danzigs an der Ostsee zeigte sich, wie auch in früheren Jahrhunderten, der marinestrategische Wert des Danziger Hafens.

Hervorragend am Kriegsschiffbau in Danzig beteiligt war auch bis zum Ende des Weltkrieges 1918 die Schiffswerft Schichau, die Anfang 1892 in Danzig ein neues Werftunternehmen eröffnete.

Die im Jahre 1837 von Ferdinand Schichau in Elbing errichtete Maschinenbauanstalt bemühte sich schon im Jahre 1849 um preußische Marinebauaufträge, da der Bau der Maschinen für die Kriegsschiffe, vor allem für die kleinen Kanonenboote, vom preußischen Kriegsministerium vielfach an private Maschinenbauanstalten vergeben wurde. Im April 1849 bat der Magistrat der Stadt Elbing das Kriegsministerium, beim Bau von Kanonenbooten auch Elbing zu berücksichtigen, und zwar mit folgender Begründung: „Wir haben hier eine ausgezeichnete Maschinenbauanstalt, deren Besitzer Gottlob Ferdinand Schichau imstande und willens wäre, den Bau der nötigen Maschinen für jene Schiffe zu übernehmen.“ So erhielt Schichau als ersten Auftrag von der preußischen Kriegsmarine die Lieferung der Maschinenteile, Ausrüstungsgegenstände und Maschinenwerkzeuge für die Dampfmaschine der eingangs genannten Kriegsdampftorvette „Danzig“. Dieser Auftrag ist, so heißt es in dem von F. Schichau G. m. b. H. in Elbing herausgegebenen Werk „100 Jahre Schichau“ (1937), für die Geschichte der Firma von Wichtigkeit, weil er die Beziehungen zur Kriegsmarine einleitete, die seither mit kurzer Unterbrechung nach dem Versailler Diktat bis zur Gegenwart bestehen.

Maschine und Kessel der „Danzig“ wurden von einer ausländischen Firma geliefert, Ausrüstungsgegenstände dagegen im Inlande bestellt. Unter den Bewerbern war auch Ferdinand Schichau, dessen Angebot mit 14 820 Reichstalern aber um etwa 10 v. H. höher lag als das einer anderen Firma. Trotzdem empfahl das Kgl. Marindepot in Danzig in einem Schreiben an das Kriegsdepartement in Berlin, Schichau den Auftrag zu erteilen; denn „seine Erklärung laute

dahin, daß ihn bei Feststellung des schon am 27. November 1851 eingereichten Preisverzeichnisses weniger das Streben nach einem bedeutenden pekuniären Vorteil, als der dringende Wunsch geleitet habe, sämtliche Reserveteile, sowohl der Güte des Materials, als der Genauigkeit und Sauberkeit der Arbeit nach, den englischen Fabrikaten ganz gleich herzustellen, sich dadurch ein gewisses Vertrauen zu erwerben und für spätere Aufträge dem Kgl. Allgemeinen Kriegsdepartement zu empfehlen, und daß er, wenn er diesen Hauptgesichtspunkt nicht aufgeben wolle, von seinen früheren Preisangaben nicht abgehen dürfe.“ Da die geforderte Summe „in den Grenzen des gebräuchlichen Preises und der Billigkeit lag“ und Ferdinand Schichau selbst mehrmals in Danzig war, „um die Fertigung der Schablonen und Modelle zu leiten“ und um sich selbst „die gründlichsten Kenntnisse und Anschauungen aller Maschinenteile zu verschaffen“, wurde er mit der Ausführung des Auftrages betraut. Es dauerte aber noch mehrere Jahre, bis Schichau von der preußischen Kriegsmarine auch den ersten Auftrag zur Herstellung einer vollständigen Schiffsmaschine erhielt. Nachdem Schichau im Jahre 1859 für die auf der Misklawerwerft in Elbing hergestellten hölzernen Kanonenboote „Jäger“ und „Kroftodil“ Maschinen und Kessel gebaut hatte, folgte wieder eine längere Pause im Bau von Kriegsschiffmaschinen, die erst im Jahre 1877 durch die Aufnahme des Baues vollständiger Kriegsschiffe einschließlich der Maschinen und Kessel beendet wurde.

Während Ferdinand Schichau so 1877 in Elbing zum Bau von Kriegsschiffen übergegangen war, erstand Anfang 1892 seine neue Schiffswerft in Danzig. Sie sollte dem Bau von Seeschiffen für die Kriegs- und Handelsmarine dienen. Als erster Neubau lief am 31. Mai 1893 die deutsche Kreuzerfregatte „Gefion“ vom Stapel. Schon 1892 hatte der Norddeutsche Lloyd bei Schichau in Danzig die beiden großen Fahrgast- und Frachtschiffe „Prinzregent Luitpold“ und „Prinz Heinrich“ in Auftrag gegeben, die für den Reichspostdampferdienst nach Ostasien und Australien bestimmt waren.

Nach der Fertigstellung der „Gefion“ wurde Schichau in Danzig mit dem Umbau des Panzerschiffes „Bayern“ betraut. Dann folgte der Bau der Kanonenboote „Jaguar“ und „Itis“. Beide Schiffe wurden für den Auslandsdienst eingesetzt. „Itis“ wurde 1900, wie bereits vorher erwähnt, bei der Beschießung des Takuforts im chinesischen Vorkriegsaufstand rühmlichst bekannt. Im Jahre des Ausbruches des Weltkrieges von 1914 lagen beide Boote in Kiautschou, wo sie bei der Verteidigung dieser deutschen Vorpostens im fernen Osten mithalfen, vor der Eroberung der Stadt durch die Japaner aber von der eigenen Besatzung gesprengt werden mußten.

Von den durch das Flottengesetz vom Jahre 1898 zum Neubau vorgesehenen 9 Linienschiffen, 5 Großen und 14 Kleinen Kreuzern bekam der Schwiegerjohn Schichaus, Carl H. Ziese — Ferdinand Schichau war am 23. Januar 1896 heimgegangen — die Linienschiffe „Kaiser Barbarossa“ und „Wettin“ in Bauauftrag, die in den Jahren 1900 und 1901 in Danzig vom Stapel liefen. Der Bau dieser großen Kriegsschiffe gleichzeitig mit dem Bau großer Lloyd dampfer bedingte eine Vergrößerung der Danziger Werftanlagen und die Errichtung weiterer Hellinge. Aus dem Bauplan nach den Bestimmungen der Flottennovelle des Jahres 1900 — in den Jahren 1901 bis 1917 sollten 28 Linienschiffe, 12 Große und 38 Kleine Kreuzer nebst einer entsprechenden Zahl von Kanonenbooten, Torpedobooten, Schul- und Spezialschiffen gebaut werden — wurde die Schichauwerft in Danzig mit dem Bau von drei Linienschiffen „Elfsaß“, „Lothringen“, „Schlesien“, zwei Kanonenbooten „Tsingtau“, „Vaterland“ und mehreren Serien von Torpedobooten beauftragt. Als erstes Schiff mit einer Turbine System Schichau-Melms & Pfeminger lief der deutsche Kleine Kreuzer „Kolberg“ am 14. November 1908 bei Schichau in Danzig vom Stapel.

Nach den Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges (1904/05) gingen die Kriegsmarinen aller Seemächte in den folgenden Jahren zum Bau von Großlinienschiffen mit mehr als 17 000 To.

Wasserverdrängung über. Zum Unterschied vom Torpedobootbau wurden alle großen Einheiten der deutschen Flotte noch bis zum Jahre 1910 mit Kolbenmaschinen ausgerüstet, so auch das bei Schichau am 30. Juni 1910 vom Stapel gelaufene Linienschiff „Oldenburg“, das 22 800 To. Wasserverdrängung hatte und mit zwölf 30,5 cm-Geschützen bestückt war. Schichau baute in den letzten vier Jahren vor dem Weltkriege und in den beiden ersten Kriegsjahren 1914/15 die Linienschiffe „König Albert“ und „Baden“ und den Großen Kreuzer „Lüchow“ mit Turbinenanlagen des eigenen Systems.

Im Verlaufe der Veränderung der Baulichkeiten auf der Schichauwerft in Danzig wurden bis 1905 noch vier Hellinge errichtet, wodurch sich deren Zahl auf sechs erhöhte. Im Jahre 1906 wurde ein Schwimmkran mit Dampf-antrieb für 100 To. Hubkraft erworben, um das Anbringen der Panzerplatten auf den Kriegsschiffen zu beschleunigen. Dadurch konnte diese Arbeit nunmehr gleichzeitig von der Wasser- und von der Landseite her vorgenommen werden. Dieser Schwimmkran wurde ferner für den Zusammenbau umfangreicher Stahlkonstruktionen außerhalb der eigenen Werft im Gebiete des Danziger Hafens verwendet. Im Jahre 1914 wurde der große Hammerkran von 250 000 kg größter Hubkraft erbaut, der infolge seiner Höhe von etwa 60 m das gesamte Hafenbild beherrscht und zu den altherwürdigen Wahrzeichen Danzigs, dem Rathaus, der Marienkirche und dem Krantor, als ein Wahrzeichen der industriellen Entwicklung der Stadt getreten ist. Er gehört zu den größten Kränen der deutschen Werften. Der Kran ist imstande, die größten und schwersten Schiffsmaschinen in die im Ausrüstungsbecken liegenden Schiffe einzusetzen. — —

Zu Beginn des Jahres 1914 waren alle Schichaubetriebe voll beschäftigt; sie hatten eine zuvor nicht erreichte Belegschaftsziffer. Die Gesamtzahl der Schiffbauten der beiden Schichauwerften in Elbing und in Danzig einschließlich der noch im Bau befindlichen war bis 1914 auf 930 gestiegen. Mehr als ein Drittel waren Torpedoboote. Auf allen Meeren

und unter vielen Flaggen fuhren Schichau-Schiffe, die von dem hohen Werte deutscher Schiffbaukunst zeugten.

Hell leuchtet die Bewährung des bei Schichau erbauten und im Herbst 1915 in den deutschen Flottenverband aufgenommenen Großen Kreuzers „Lüchow“. Mit 26 700 To. Wasserverdrängung und über 80 000 PS Leistung, einer Geschwindigkeit von 26,4 Knoten und acht 30,5 cm-Geschützen galt er als einer der vorzüglichsten Großen Kreuzer der Kaiserlichen Marine. In der Seeschlacht vor dem Skagerrak war er das Flaggschiff des Vizeadmirals v. Hipper und damit das Spitzenschiff der Vorhut der deutschen Flotte. Trotzdem es in dieser größten Seeschlacht der Geschichte einen Torpedotreffer und etwa 16 schwere Granattreffer erhielt, so daß es der Admiral verlassen mußte, konnte es sich über Wasser halten. Auf dem Rückmarsch der Flotte, bei dem es mit 8000 To. Wasser im Schiffsleib immer noch 12 Knoten Geschwindigkeit entwickeln konnte, mußte es aus militärischen Gründen nach Rettung der Besatzung gesprengt werden. Wie kaum eines der großen Schichauschiffe konnte es in der großen Schlacht seine ausgezeichnete Bauart und seine Seetüchtigkeit unter Beweis stellen.

Das bisher größte Schichausche Linienschiff „Baden“, das im Oktober 1915 in Danzig vom Stapel lief und ein Jahr später an die Marine überstellt wurde, hatte, da die große Flotte nach der Skagerrakschlacht nicht mehr eingesetzt wurde, keine Gelegenheit, seine volle Kriegstüchtigkeit zu beweisen. Nach dem Waffenstillstand mußte es gleich einem zweiten Linienschiff der Schichauwerft, „König Albert“, und 17 Schichau-Torpedoboote, sowie zahlreichen anderen Kriegsschiffen an England ausgeliefert werden, wo alle Schiffe am 21. Juni 1919 auf Befehl des Vizeadmirals Ludwig v. Reuter von der eigenen Besatzung in der Bucht von Scapa Flow versenkt wurden, um nicht in Feindesland zu fallen. Der Panzerkreuzer „Graf Spee“, so benannt nach dem Admiral Maximilian Graf Spee ehrenvollen Gedenkens seines Seesieges über die Engländer bei Cap Coronel und heldenhaften Unterganges gegen

feindliche Übermacht bei den Falklandinseln (8. Dezember 1914), konnte nach seinem Stapellauf am 15. September 1917 auf der Schichauwerft infolge des Diktats von Versailles nur noch in unfertigem Zustande im September 1919 nach Kiel geschleppt werden, wo er abgewrackt werden mußte.

Im ganzen wurden vom Kriegsbeginn 1914 bis zum Zusammenbruch 1918 auf deutschen Werften 310 Torpedoboote bestellt, von denen 190 bis zum Abschluß des Waffenstillstandes geliefert wurden; davon kamen allein 80 von Schichau.

Während des Weltkrieges wurde die Schichauwerft auch mit dem Bau von Unterseebooten betraut, zwei zum Auftrag 1916, in der Folge weitere 20 U-Boote. In den letzten Kriegsmonaten wurden noch 26 U-Boote bestellt, die jedoch über Zeichnungen und erste Entwürfe nicht hinaus kamen. Die Schmach von Versailles diktierte auch in Danzig die Vernichtung von Torpedobooten und U-Booten. Es mußten nicht nur die Maschinen herausgenommen, sondern auch die Schiffskörper zerschnitten werden. Mit dem größten Teil der Handelsflotte

mußte auch das größte auf den Schichauwerken erbaute Schiff, der Fahrgastdampfer „Columbus“, abgeliefert werden. Nach der Abtrennung Danzigs vom Reiche wirkten sich die verheerenden Folgen des Diktats von Versailles zum Niedergange des Schiffbaues aus.

Unter der neuen Firma F. Schichau G. m. b. H. hatte die Schichauwerft in Elbing ihren größten Tag beim Besuche des Führers am 3. Oktober 1935. Mit dem Aufstiege Großdeutschlands stehen die Schichauwerke wieder in vorderster Front des erprobten Könnens auf dem Gebiete des Schiffbaues. Auf der Ehren tafel des Kriegsschiffbaues von Schichau in Danzig für die deutsche Flotte in der Zeitspanne von 1892 bis 1918 aber stehen zum Ruhme deutscher Gemeinschaftsarbeit und deutschen technischen Könnens verzeichnet: 8 Linienschiffe („Kaiser Barbarossa“, „Wettin“, „Elsaß“, „Lothringen“, „Schlesien“, „Oldenburg“, „König Albert“, „Baden“); 6 Kreuzer („Gefion“, „Kolberg“, „Lüchow“, „Pillau“, „Elbing“, „Graf Spee“); 2 Kanonenboote („Iltis“, „Jaguar“); 68 große Torpedoboote und 36 Torpedobootszerstörer.

Wilhelm Keller

## Betrachtungen zu Ostfeelandschaften Caspar David Friedrichs

Zum hundertjährigen Gedenken seines Todestages am 7. Mai 1840

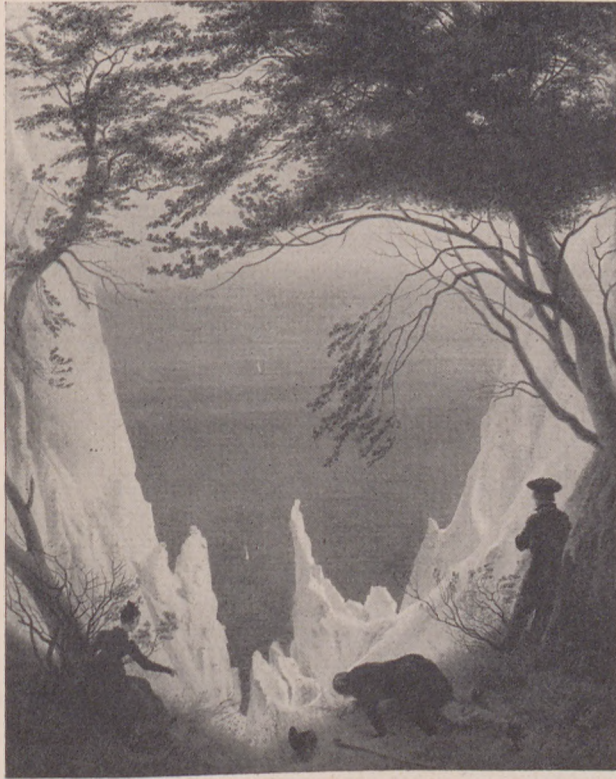
Caspar David Friedrich hat dem deutschen Volke zwei seiner östlichen Landschaften geistig zu eigen geschenkt: Im sächsischen und schlesischen Südosten die weite Bergwelt der Sudetenzüge, nördlich in Pommern die grüne Küstenniederung und die Ostsee. Bis zu seinen Gestaltungen, die bei aller Weite und Freiheit innige Heimatliebe atmen, sind diese Landschaften zu innerst überhaupt nicht gewußt worden. Zumal die Ostsee hat bis auf gelegentliches statistenhaftes Erscheinen in Stadtveduten vor ihm nicht einen einzigen namhaften deutschen Maler thematisch angeregt. Friedrich, der Sohn Greifswalds, einer ihrer schönsten Städte, begabt mit der Kraft des ersten Blickes und mit echtem Naturgefühl, erfährt naiv und stark Wert und Wesen dieser norddeutschen Schiffsalandschaft und bildet sie sinnlich klar und allgemeinverständlich aus, er vollbringt damit einen Schöpfungsakt, der in der Zeit der deutschen Selbstbestimmung nach dem fatalen Erwachen von Jena und Auerstädt über das Künstlerische hinaus sinnhaltig ist.

Als Sohn eines schlichten Seisenstegers kleinstädtischem Bürgertum Vorpommerns entstammend, ist Friedrich noch als Untertan der schwedischen Krone geboren, wie ja auch Runge, Ernst Moritz Arndt und viele andere, und von daher hat er sogleich dauerhafte Beziehungen zu dem nordgermanischen Kulturkreis der skandinavischen Ostfeeländer mitbekommen. Nach einem ersten Unterricht in Greifswald studiert er vier Jahre auf der Königl. Akademie zu Kopenhagen, wo damals eifrig, wenn auch mit stark klassizistischem Akzent, um eine eigenwüchsigere Kunst gestritten wird. Das schärft ihm den Blick für nordisches Wesen, und als er sich hernach in Dresden für ein zurückgezogenes, schaffens-

reiches Dasein niederläßt, ist ihm die geistige Welt des Ostseeraumes unverlierbarer Besitz, genug, daß er bei gelegentlichen Reisen in seine Heimat am Meer ihren Niederschlag in zahlreichen Skizzen und Studien einbringen kann.

Es ist nun nicht so, daß er voraussetzungslos in die ganz besondere Erlebniswelt der Meereslandschaft eindringt, dazu hat das Seefahrervolk der Holländer zu offensichtlich vorgearbeitet. Jacob und Salomon van Ruysdael, Jan van Goyen, Everdingen, Willem van der Velde, Zeemann und andere haben wieder und wieder die niederländischen Gestade und das Leben und Treiben an den Ufern der Nordsee, an den Kaimauern der großen Handelsstädte abgebildet und dargestellt. Was diese Holländer trieb, See und Seefahrt im Malwerk wiederzugeben, waren die epischen Möglichkeiten dieser Stoffe, sei es, daß sie von irgend einer bestimmten Örtlichkeit, sei es, daß sie von einer bestimmten Tätigkeit erzählen wollten. Die holländische Kunst des 17. Jahrhunderts bietet sich gerade in ihrer erstaunlichen Breite durchaus als episches Phänomen dar, und man muß eigentlich bis zum alten Pieter Brueghel zurückgehen, um dahinter eine tief wesensmäßige Erfassung von Naturkräften zu verspüren: In dessen groß wogenden Meeresbildern tanzen die Menschenschifflein verloren und preisgegeben dahin, diese Welt ist nicht vom einzelnen Bürger her gesehen, wie nachmals im verspießenden, überfüllten Zeitalter des Ostindiengeschäftes.

Friedrich nun trifft auf die gängigere Münze der niederländischen „Marinen“ und bemüht sich zunächst, in ihrer Sprache seine besonderen Ideen laut werden zu lassen. „Der Fischer“ in Dresden ist



Caspar David Friedrich: Blick durch die Kreideklüfte auf das Meer

noch ganz in jener Tonart gehalten, angefangen von dem zahlreich gehäuften Requisit, wie Fischreusen, Ruder, Netzen, Windhütte und Segelboot, bis zu dem überaus niedrigen Horizont, der hier bei einem Sechstel der Bildhöhe liegt. Aber auch spätere Bilder, wie die verschiedenen Schiffsgruppen aus dem Greifswalder Hafen oder wie der stolz daher-rauschende Dreimastschoner der Chemnitzer Kunstsammlungen leben noch stark aus der malerischen Überlieferung der Wassergeusen.

Sogar eine so ausgesprochen Friedrich'sche Landschaft wie die sogenannte „Landschaft mit dem Regenbogen“ läßt an historische Reminiszenzen denken. In ihrer Anlage als Überschaullandschaft reicht sie noch weiter zurück als die anderen, aus dem weitgebreiteten sonnenhellen Land, das sich in der Ferne in kleinen Eilanden im Meer verliert,

scheint unbewußt gleichsam das Erbe Patinirs hervorzutreten.

Um so unabhängiger, um so eigengesetzlicher formuliert Caspar David Friedrich aber, als es ihm mit jenem einmalig erhabenen Landschaftsausdruck im „Mönch am Meer“ plötzlich gelingt, was See und Strand und diese ganze trostlose und dennoch so bedeutungsvolle Weite der nordostdeutschen Meereslandschaft in ihm erweckt, das alles geballt und auf einmal auszusagen. Nichts als fahler Sandstreif vor geheimnisvoll brauender Wassermüste, darin verlassen, selbstvergessen der Dominikaner — —; es sei, als wären „einem die Augenlider weggeschnitten“ jagt Kleist in seiner blutig genauen Redeweise und trifft damit in das wahrhaft Erstmalige mitten hinein.

In der Tat wird hier zweierlei entschieden: Einmal bedeutet „Der Mönch

am Meer“ wohl die schroffste Abkehr von einer hergebrachten Schönheitsauffassung, die jemals in der deutschen Kunst erfolgt ist; hier ist nichts mehr von den Elementen der idealen Landschaftsmalerei oder von ausgewogenem Aufbau klassizistischer Landschaften. Zum anderen aber wird die Landschaft hier Ränderin der in ihr liegenden Urkräfte, der ihr eingeschlossenen besonderen Schicksalsträchtigkeit, Ausdruck ihrer Bewohner, und das heißt der deutschen Brüder des Malers, die Landschaft bekommt einen nationalen, vaterländischen Sinngehalt, kein Wunder, daß gerade Kleist empfindet, wie hart sie dem Betrachter die Augen öffnet. Die Heimat wird verherrlicht, nicht irgendwelche fremden, schönheitsgefättigten Gefilde, sondern ein bißchen Sand und unermessliches Meer, und diese Obheit und Kahlheit wird so innerlich aufgefaßt, daß Arndts Worte unmittelbar wahr werden: „Du mußt dieses Land ewig lieb haben!“

Friedrich sagt einmal: „Den Herrn Kunsttrichtern genügt unsere deutsche Sonne, Mond und Sterne, unsere Felsen, Bäume und Kräuter, unsere Ebenen, Seen und Flüsse nicht mehr. Italienisch muß alles sein, um Anspruch auf Größe und Schönheit machen zu können.“ Und er fordert dagegen: „Man muß der Nation Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird.“

Und das sind ihm nicht bloße Worte, er richtet sein Leben darauf aus, daß in äußerster Einfachheit geführt ganz der großen Aufgabe gewidmet ist, die Nation mit sich selbst, mit ihrem eigenen Wesen, wie es sich in ihren verschiedenen Landschaften offenbart, bekanntzumachen. Um so mehr liegt ihm diese Aufgabe am Herzen, da er sein Volk unter fremder Bedrückung maßlos leiden sieht. Jetzt wird Friedrich die kraftvolle Weite seiner Ostseeheimat, über deren Kreideküsten die Morgen Sonne ihre Strahlen hingleiten läßt, Verheißung dereinstiger machtvoller Erhebung seines deutschen Volkes, von dessen heiliger Kraft er zutiefst überzeugt ist.

In Dresden, in der Pirnaischen Vorstadt muß in den Jahren nach dem preußischen Zusammenbruch bei aller Nieder-

geschlagenheit eine Zukunftsfreudigkeit ohnegleichen gewaltet haben. In dem Kreis um Friedrich und Kleist, dem Röbner, Brentano, Runge, Kersting, Rühle von Lilienstern (Scharnhorsts Adjutant im Jahre 1813), der Norweger Clausen Dahl und andere angehört haben, läßt keiner auch nur einen Augenblick die Fahne der deutschen Wiederauferstehung sinken, jeder wirkt geheim und in Symbolen — ist man doch rings bespikelt — an dem kommenden Befreiungswerk.

Friedrich malt ein Bild: „Des Adlers Flug hoch über dem Nebelmeer“ und sagt dazu: „Er wird sich schon herausarbeiten, der deutsche Geist, aus dem Sturm und den Wolken, und dort sind Berggipfel, die feststehen und Sonne haben.“ So hat es auch einen ganz bestimmten vaterländischen Sinn, wenn er unter knorrigen Eichen ein Hühnengrab aus eckigen Blöcken türmt vor endlos gestaffelten Schaumkronen mitten in die Weite des Strandes hinein. Wenn bei Kleist Römer für Franzosen steht und Arminius für Erzherzog Karl, so bedeutet ein germanisches Grabmal bei Friedrich etwa eine Verherrlichung der Schill'schen Tat und seines Todes oder irgendeiner anderen großen unglücklichen vaterländischen Unternehmung. Und wie die Meeresweite das Heldeumal umgibt, so umhegt unendlicher, tief religiöser Glaube gleichermaßen an Gott und an sein Volk die Vaterlandsliebe des Künstlers.

Dieser Einklang von All und Einem umschließt Form und Gehalt der Ostseelandschaften Caspar David Friedrichs: Imperialer Adel und schicksalsstolze Rasse im deutschen Geistesleben von Austerlitz bis Belle-Alliance wagen den Bogenschlag von schrankenlosem Gefühl der Welteinheit zu fanatischer Vaterlandsliebe.

Die Landschaftskunst Caspar David Friedrichs, den Deutschen, die sie vergessen hatten, um die Jahrhundertwende wiedergeschenkt von dem norwegischen Forscher Andreas Aubert, zeugt immerdar von der Kraft des deutschen Geistes, im Einzelnen das Allgemeine zu gewinnen und die Unendlichkeit der Schöpfung in eigenen Innersten zu erleben.





Caspar David Friedrich: Überschwemmte Wiese in Greifswald  
Aus der Sammlung der Galerie Gurlitt



Carl Sieber

## Rilke in Danzig

Rainer Maria Rilke weilte dreimal auf Danziger Boden: im Juni und Juli 1898 in Zoppot, im Juni 1899 in Oliva und im August 1900 in der Stadt Danzig. Rilke kam 1898 zweiundzwanzig Jahre alt von Italien, wo er in Florenz und später in Viareggio an der ligurischen Küste reich gesegnete Monate verlebt hatte. Er mußte aus äußeren Gründen nach Schmargendorf bei Berlin, seinem damaligen Wohnsitz, zurückkehren. Da entschloß er sich rasch, noch gleichsam zur Nachkur an die Ostsee zu fahren, die ihm von einem früheren Aufenthalt in Misdroy bekannt und lieb war.

Am 16. Juni 1898 trifft er in Zoppot im Hotel Werminghoff ein und schreibt seiner Mutter einen Kartengruß von der „sehr blauen, schönen Ostsee“. Die Postkarte zeigt ein „Strandbild“, ein Stück Strand mit Wald im Hintergrund mit einer uns belustigenden Staffage: zwei Frauen in Schleppkleidern mit Sonnenschirmen, ein Mann im dunklen Anzug mit Regenschirm und über den Strand verstreut kleine, augenscheinlich sehr unbequem hingelagerte Gruppen. Seinen Eindruck von Zoppot gibt er in einem Brief vom 18. Juni 1898 wieder: „Seltener Art sind die Eindrücke hier nach dem freien, breiten Gefühl, das an dem anderen wärmeren und wilderen Meer entstand. Eng und doch nicht ängstlich, dunkel und doch nicht traurig. Ich seihere eines: der Schönheit Allgegenwart...“ — Der Mutter erzählt er (am 27. Juli 1898), daß die Eindrücke wie ein Echo jenes südlichen Meeres gewesen seien, von dem er kam. Aber er lobt den guten Strand, die schönen Wälder und guten Umgebungen Zoppots. Die Ostsee im tiefsten Winkel der Danziger Bucht mache den Eindruck eines Miniaturmeeres, das alle Eigenschaften des echten in kleinen

Grenzen nachahme. Er kann sich dem Reiz der Landschaft „mit weiten Wiesen, hohen Linden und dunklen Dörfern“ nicht entziehen und rühmt Danzig, dessen altertümlicher Zauber sich mit nicht bisher Geschautem vergleichen ließe.

Was Rilke hier in Zoppot geschaffen hat, wissen wir nicht, er sagt, er sei faul oder fleißig, wie es eben komme; die Luft mache müde und der Schlaf werde tief. Es findet sich nur ein Gedicht in seinem Tagebuch, datiert vom 16. Juli 1898, gedichtet in der Talmühle in Zoppot<sup>1)</sup>:

### Enkel.

Menschen, die das tiefe Schweigen haben,  
sind wie Knaben, welche Geigen haben  
weit vom Urgroßvater her;  
und sie weden nie die Violinen:  
ihre Hände, die im Dunkel dienen,  
wurden schwer.

Doch die Wälder sind wie Geigenkästen,  
und es ist ein Rauschen in den Ästen,  
und die Enkel fühlen: hinter ihnen  
ist das Meer...

Dieses Gedicht fängt das typische Ostseelerlebnis sehr glücklich ein: den Weg zum Strande durch den rauschenden Wald, in dem man schon die Weite des Meeres ahnt. Gleich wird man aus dem Halbdunkel der Buchen treten, unser Schritt wird schneller und dann schimmert es blau zwischen den Bäumen auf, noch wenige Schritte und wir stehen atemlos vor der mit kleinen Wellen am Strande anschlagenden See, der weiten, blauen, blendenden Ostsee. Aber Rilke führt das Gedicht nicht bis zum Schluß, dem Anblick der Wasser. Er traut sich noch nicht, die Violinen zu weden, er ist noch Enkel, noch junger Mensch. So ist das Gedicht ein echtes Jugendgedicht Rilkes, der, wie

<sup>1)</sup> Gedr. „Briefe und Tagebücher 1899—1902“, S. 13.

er später sagt, noch nicht wußte, wovon seine Neze schwer sind.

Und noch ein anderes, noch ungedrucktes Gedicht schrieb er „im hohen Buchenerker des Parkes von Oliva“. In der Vorbemerkung zu diesem Gedicht heißt es: „Wir gemeinsam gaben diesem Gedichte die Vollendung.“ Wer mit diesem „wir“ gemeint ist, wissen wir nicht. Vielleicht war es die Danziger Schriftstellerin Johanna Niemann, deren Bekanntschaft er gemacht hatte. Es wäre reizvoll zu denken, daß aus dieser zarten Danziger Freundschaft gleichsam als Gastgeschenk Danzigs dieses Gedicht entstand<sup>2)</sup>:

Das sind die hangen Abenddramen:  
Gestalten, die aus Tagen kamen,  
verlangen nach dem Nirgendwo.  
Auf einmal lasten alle Namen  
und unter ihrer Wucht die zahmen  
und zarten Dinge leiden so.

Fühlst du die vielen Übergänge  
hinzögern zwischen Sein und Sein?  
Die Sonnen waren wie Gefänge...  
und plötzlich horchen alle Hänge  
und mit der Angst bist du allein.

23. Juli 1898, Oliva.

Am 1. August kehrte Rilke, durch schlechtes, kaltes Wetter mit bestimmt, in die Villa „Waldfrieden“ in Schmargendorf zurück.

Rilkes zweiter Aufenthalt auf Danziger Boden geschah nach einem nicht minder starken Eindruck, als es das ligurische Meer gewesen war, er kommt aus Rußland. Er schickt der Mutter eine herrlich blaue Postkarte mit Ansicht von Schloß und Kirche in Oliva. Er schreibt: „Ich bin in Oliva inmitten herrlicher Wälder und eine halbe Stunde vom Meer... Das Dorf, das in einem reichen Waldtal liegt, erhält seine Bedeutung durch eine aus dem Jahre 1170 stammende Abtei mit herrlicher Kirche, durch das Schloß der alten Herzoge von Pommerellen und Dansk... und endlich durch einen herrlichen großen Park mit Riesenrüstern und mit leise duffenden

Linden. Trotz Regens bin ich recht froh in dieser Verlorenheit. Ich verkehre mit keinem Menschen, nur gelegentlich besuche ich in Langfuhr eine liebe Bekannte, die Schriftstellerin Johanna Niemann.“ Hier entsteht das „Oliva, 24. Juni 1899“ datierte Gedicht „Nach der Schlacht, I“<sup>3)</sup>:

Rühler Jüngling, den der Frühling röter  
blühen ließ — dein helles Herzblut lacht; —  
lange warst du ein verlornes Flibter,  
aber wilder bist du aufgewacht:  
türkentrunken und ein Tausendtöter  
und von dir erschimmerte die Schlacht.

Deine Tage, die nach Taten riefen,  
hat ein unerhörter Gott erhört.  
Und in deiner Rüstung Silbertiefen  
badete das Anflitz des Kalifen  
und es war verstorben und verfürzt.

Haben wir hier einen Vorläufer des im gleichen Jahre im Herbst geschriebenen Cornet entdeckt? Nicht nur der „türkentrunkene Tausendtöter“ deutet darauf hin, sondern die ganze Stimmung von Empfindsamkeit und Kampf.

Rilke hatte wieder schlechtes Wetter, tröstet sich aber damit, daß das schlechte Wetter am Meer nicht so „verdrießlich“ wäre, wie etwa in Waldgegenden, denn „die Schattenstimmung über dem Wasser ist wandelbar und tausendfältig und keineswegs monoton, wie eine verregnete Binnenlandschaft“.

Bei seinem letzten Aufenthalt kam Rilke von seiner zweiten großen russischen Reise am 24. August 1900 in Danzig an und schickte seiner Mutter eine Postkarte mit Ansicht der Frauengasse und des Marientors: „Der erste Gruß vom deutschen Boden.“

Er hält sich diesmal nicht auf, sondern reißt gleich weiter nach Worpswede. Rilke ist trotz aller Liebe für das damalige Rußland glücklich, wieder deutschen Boden unter den Füßen zu haben in dieser so deutschen Stadt, und wir erkennen aus diesen kleinen Episoden seiner Danziger Aufenthalte die Liebe des Deutschböhmen für sein größeres Vaterland, und so hat alles Geschehen auch eine geistige Seite.

<sup>2)</sup> Das Gedicht wird hier zum ersten Male veröffentlicht.

<sup>3)</sup> Ges. Ged. Bd. IV, S. 49, Druck der Cranach-Pressen in Weimar in 225 Exemplaren.

# Niemandland

Erzählung von Josef Wießalla

Josef Wießalla, einer der beiden Träger des dritten Preises im „Ostdeutschen Erzählerwettbewerb“, ist der Sohn eines oberschlesischen Bahnwärters. Er fing mit vierzehn Jahren als Arbeitsbursche an, war später Hüttenarbeiter, im Weltkrieg bis 1919 Soldat, und in dem Kampf um seine oberschlesische Heimat stand er im Grenzschutz gegen die Polen, wobei er verwundet wurde und in polnische Gefangenschaft geriet. Wießalla erlebte das Schicksal vieler Schaffender in der Systemzeit. Er hatte wechselnde Berufe als Arbeiter, Hilfsmonteur und Angestellter und war von 1928 bis 1934 fast dauernd erwerbslos. Sein erster Erfolg war das Bergwerkstück „Die Front unter Tage“, mit dem er sich seine Existenz als freier Schriftsteller gründen konnte. Später erschien der Roman „Die Empörer“, im Herbst 1939 der Roman „Adyta“.

Martin Kleh, ein Hofbesitzer am Rande der Dohzer Heide, musterte von Tag zu Tag mißgünstiger die Zahl seiner Tischgäste. „Fresser“ sind sie, gestand er sich zornig ein, denn sie zehren an der Hofsubstanz. Neun Personen sind zuviel für eine Hufe am Rande der Dohzer Heide. Drei sitzen ohne Not hier, sie sind alt genug und könnten selbst für sich sorgen; zumindestens müßte er Zule abschaffen. Der Kerl ist zu unbeweglich, rührt sich nicht vom Ort, ist lästig wie eine Schmeißfliege. Der Alte ließ es an Andeutungen nicht fehlen, aber Zule scherte sich nicht daran. Er saß weiter unbekümmert zu Tisch und ließ sich das Essen schmecken, zu dem er nichts beitrug.

Der Bauer haßt das Nichtstun, aber Zule würde schon gern mit schaffen, nur ließen das die Brüder nicht zu; damit Zule nicht erst seßhaft wird. Das war ein stilles Einverständnis unter den Brüdern, von Zule lächelnd respektiert. Die Brüder waren um ihre Furcht nicht zu beneiden. Zule saß schon drei Monate zu Hause, die ganze Zeit, seitdem das Sägewerk feierte. Er hatte sich um andere Arbeit umgetan, allerdings nur so im Spazierengehen, kaum über eine Meile hinaus, behaupteten die Brüder. Der Alte

bot ihm Fahr- und Zehrgeld für die Stadt an, doch Zule lehnte es ab. Er wollte nicht in die Stadt. „Die Stadt sagt mir nicht zu“, entgegnete er auf die schüchternen Vorhaltungen der Brüder. „Dort ist übrigens auch nichts zu holen.“ — „Aber was willst du denn hier am Ende anfangen?“ wurde er dringend gefragt. „Das weiß ich noch nicht“, antwortete Zule. „Strengt euch ein bißchen an, vielleicht wißt ihr am Ende einen Rat.“ Er lachte die Brüder, die ihn im Auftrage des Vaters sondierten, herausfordernd an. „Ja, strengt euch nur an, wenn ihr mich loswerden wollt.“ Damit ließ er sie stehen und schlug seinen üblichen Spaziergang zum Olsasumpf ein.

So ging es eine Weile hin und her. Der Bauer saßte sich endlich ein Herz und sagte eines Tages bei Tisch, daß Zules Bettstatt heute nacht belegt sei. Marthas Kind (ihr Mitbringel aus der Stadt, wo sie eine Zeitlang im Dienst gewesen war), ist ansteckend krank geworden und müßte ein Sonderlager haben. Das war richtig, und die Schicksalsfügung erleichterte dem Bauern das Wort. Er könnte ja im Heu schlafen, parierte Zule den Hinauswurf. Nicht grade dicht oben im Boden und schneidender Ost, aber einstweilen . . .

„Nein, nicht einstweilen, für immer! Es geht um die Kost und einiges mehr“, beharrte störrisch der Bauer.

Zule sah sich die Tischrunde an. Die Geschwister gruppierten ihre Blicke um den untersten Rand der großen Eßschüssel, aber Vater und Mutter hielten seiner Musterung stand.

„Wenn ihr nichts Besseres wißt? — Dann gehe ich also!“ Zule lächelte gutmütig. Der Vater wollte das Ziel wissen. Zule konnte ihm nicht dienen, denn er wußte es selbst nicht. Darüber fing die Mutter zu weinen an und wagte schüchtern einen Aufschub vorzuschlagen. Zule verstand die Mutter, aber die Ermutigung der Geschwister lehnte er trocken ab. „Es ist nichts an der Gutheit, wenn sie einem später leid tut“, sagte er.

Er sollte recht behalten, denn die Geschwister machten sich zuerst darüber lustig, daß Zule über die Banneile nicht hinauskam. Er trieb sich in der Gegend umher, und man munkelte, daß er irgendwo in der Ochozer Heide hauste. Das stimmte nicht ganz. Er hatte sich in einem verfallenen Fischerhaus am Olsasumpf niedergelassen und lebte vom Mundraub aus den Smornikagewässern. Was ihm an Zunahrung fehlte, erstand er aus dem Verkauf geräuberter Fische. Gewissensbisse über die Wildung im fremden Gebiet plagten ihn nicht, ja er hielt sich noch die Tat zugute, daß er die übrigen Teichräuber im Schach hielt. Er gab sich ihnen gegenüber als der von der Herrschaft neubestellte Teichwärter aus. Die dauernde Anwesenheit bestätigte seine Annahme. Überdies hatte er sich mit Handwerkzeug versehen und werkte hier und da im Sumpfgelände. Zuerst besserte er den Rahn aus, der im Schilddickicht schon seit Jahren faulte, dann flickte er die Schleusen aus, und jetzt traf er Anstalten, einen Zuchtteich abzugrenzen. Ihn dauerte die Brut, die von den überhandgenommenen Hechten angefallen wurde.

Das Sumpfgelände gehörte einem Freiherrn. Der Baron hatte im großen Krieg zwei Söhne verloren, ein drittes Kind trieb sich irgendwo in der Welt umher. Vom Kriege her war der Herr Baron „nicht recht in Ordnung“, so umschrieben die Leute höflich seinen Gemütszustand. Er hatte die Herrschaft über seinen Besitz

verloren. Die Verwalter bekamen keine oder demoralisierende Befehle und wirtschafteten schließlich nach ihrem Gutdünken. Der Tochtermann des Barons bekleidete in einem der vielen Interessenverbände, die mit dem Lande zu tun hatten, ein Kavaliersamt und konnte sich um das Gut auch nicht kümmern. Das überließ er den Verwaltern, die er eifrig begünstigte, denn sie mußten ihm helfen, das Gut für seine Tochtermann-Repräsentationen auszuschlachten. Der Besitz war an einen rücksichtslosen Inflationsgewinnler verschuldet, der sich in der Gegend zuerst mit einem Sägewerk niedergelassen hatte. Der gräßliche Schwiegersohn hatte ihn angefieddelt. Der Inflationsgewinnler gewann durch Grundstückspekulationen wörtlich an Boden. In kurzer Zeit war er ein großer Herr geworden, der den „Herrn Baron“ zu jeder Stunde aus seiner Rattenburg fegen konnte. Den Sumpf hatte er aus seinen Spekulationen ausgelassen, er war wertlos für ihn. „Das Dreckloch könnte der Herr Baron immerhin behalten“, lachte er, wenn die Rede auf den Sumpf zu sprechen kam. „Putz ihm noch den Titel aus“, grinste er. „Sechshundert Morgen lassen sich immerhin anschauen.“

Der Sumpf war eigentlich Niemandesland geworden. Zule hatte es zuerst erkannt und machte sich dort in aller Gemütsruhe fest. Der Baron ging mitunter den Enten nach. Er ignorierte dabei vollständig den streunenden Zule. Das beruhte auf Gegenseitigkeit, denn Zule war der einsame Jäger ebenfalls Lust. Der Baron bemerkte wohl die von Zule bewirkten Veränderungen, aber er hielt sie für eine Anordnung der Gutsverwaltung. Die Verwaltung interessierte ihn nicht. Sie wurde von dem Sägewerksbesitzer besorgt, der dem Gute einen Inspektor vorgesetzt hatte.

Zule stakete eben den Rahn vorüber, als der Baron Lust verspürte, über den Teich zu setzen. Er rief Zule an, und der drehte langsam bei. Die Gefälligkeit hätte er jedem anderen auch erwiesen. Der Baron deutete auf die Insel, und Zule steuerte von selbst in den Wind. Er gönnte dem Baron den Durchschuß einer Kette. Sie scheuchten ein Volk auf, und der Baron schoß vier Enten. Er äußerte seine Be-

friedigung darüber. Jule versicherte ihm, daß er Glück gehabt hätte, denn allzuviel sei hier nicht los. Das Sägewerk drüben wummert den ganzen Tag und hat Anruhe unter das Volk getragen. Übrigens fällt auch der Wasserpiegel langsam, aber stetig. Der Schieber zapft ihn für die Baumschwemme ab.

Der Baron bekümmerte sich nicht viel um Jules Rede. Während sie den Teich abstakten, schweiften seine Augen sichernd umher. Jule hingegen begrüßte die Abwechslung in seinem eintönigen Sumpfdasein. Arbeitserlebnis hatte sich in ihm aufgespeichert und drängte nach Mitteilung. Unaufgefordert erzählte er weiter. Das Land hier brauchte nicht zu verkommen. Das wäre überhaupt ein dankbarer Sumpf. Sie fuhrn gerade den Grenzdamn entlang, der eine Bucht als eigenes Gewässer abschloß. Das war Jules Zuchtteich. Den Damn hatte er jetzt in mühevoller Arbeit fertiggestellt. Es ist schade für die Fischbrut, sagte er. Die Hechte hielten guten Fisch, und Schleie und Karpfen strengten sich unnützlich für die Aufzucht an. Das sollte nun anders werden. Ein bißchen Ordnung wäre schon geschafft. Was er mit dem Schlagnetz erreichen konnte, sei schon in Sicherheit. Er denkt jetzt daran, den Teich vorübergehend abzulassen; deswegen habe er auch die Schleusen in Ordnung gebracht. Dann sollte das Gericht über die Hechte kommen und ihre weise Verminderung erfolgen. Es ist überhaupt gut, daß er dem Baron jetzt mit allem so nahe kommen konnte, wegen des Absatzes nämlich. Die Wirtschaft fängt an, mehr ins Große zu gehen, und Jule müßte den Händlern gegenüber die Verkaufsberechtigung nachweisen. Die Berechtigung hatte er bis jetzt nicht gehabt, für den Zehrbedarf war sie auch nicht notwendig. Jule grinste breit. Im übrigen spielte die Teichwirtschaft in seinen Plänen eine untergeordnete Rolle. Der Teich das wären nur 300 Morgen. Der Stichgraben zur Olsa müßte gesäubert werden, dann könnte dem ganzen Sumpfgelände das Wasser entzogen werden. Die Abzugsgräben quer durch den Sumpf hatte Jule schon markiert. Eine Arbeit für später. Mit der Zeit könnte hier ein Hof dem andern folgen. (Jule dachte an seine Brüder.) Der Sumpf

könnte sogar ein Dorf tragen, wenn zum Beispiel der Randwald dazu käme. Das Sägewerk strebt ja mit seinem Kahlschlag langsam dem Sumpf hinüber.

Jetzt erschraf Jule doch ein wenig von der Maßlosigkeit seines Tätigkeitsdranges. Der Herr Baron fand es am Ende lächerlich, sein Schweigen ließ beinahe darauf deuten. Jule beschnitt darum seine Erobererphantasien mit dem gelassenen Hinweis, daß er dies alles natürlich nicht allein schaffen könnte. Man müßte die Arbeitslosen in der Gemeinde dafür gewinnen. Andere Interessenten, wie zum Beispiel der Herr Baron, die Behörden usw. erschienen ihm nicht so vordringlich. Das würde so mit dem Arbeitszuge mit erledigt werden. Wahrscheinlich spielte auch Geld eine Rolle. Nun, er brauchte ja auch kein Geld. Daran sollten seine Pläne nicht scheitern. Im Arbeitszuge lenkt sich alles ein, dachte er. Um den Vergnügungsumpf wäre es allerdings geschehen, nickte Jule dem Herrn Baron herablassend zu. Man müßte in der Zeit denken, Lotterwirtschaft macht sich jetzt gar nicht bezahlt. Ob ihm der Herr Baron das nicht nachdenken könnte, fragte Jule?

Der Baron war doch aufmerksam geworden und fand, daß an seinem Besitz etwas nicht in Ordnung war, doch schwieg er auf Jules Anfrage. Ihn beschäftigte eine dunkle Vorstellung von der Auffälligkeit des kleinen Mannes. In den ersten Revolutionstagen war es auf dem Gutshof bunt zugegangen. Landagitatoren zogen von Dorf zu Dorf und versammelten auch auf den Gutshöfen das Gefinde um sich. Der Mann im Rahn erinnerte ihn an vergangene Tage. Damals war auch von Lotterwirtschaft und Baronsvergnügen die Rede gewesen. Freilich war damals der Horizont weiter gestreckt und den Hörern ein Paradies vorgegaukelt worden. Zum Schluß klang alles in blutrünstige Musik von Mord und Totschlag aus. Dieser Schluß hatte ihm den Überdruß an den Leuten erweckt und seine Tatkraft soweit herausgefordert, daß er den Spuk bald unterband. Ein paar Flinten genügten zur Einschüchterung.

Der Mann im Rahn stand nicht in Rednerpose. Es war ein seltsames Zwiegespräch in einer Einöde, die mit Jules

Erobererplänen durchaus im Einklang stand. Die Sicherheit des Mannes im Kahn war durch sein Nichtssein begründet.

Was redete er da, und was galt er denn überhaupt? Der Baron fand keinen Anhalt für eine Gegenüberstellung. Der Mann war nicht einmal lästig, höchstens überflüssig. Auf eine Geste hin landete Jule den Baron. Der schritt ohne Gruß fort, wandte sich aber nach ein paar Schritten um und deutete mit der Hand in die Weite. „Scher dich fort!“ rief er Jule zu.

Jule bekümmerte sich nicht weiter um die Aufforderung. Er grinste dem Davonschreitenden nach. „Alter Ritter!“ Das war alles, was er dagegen zu sagen hatte.

Der Baron dachte erst wieder an Jule, als er ihn auf einem Pirschgang das zweitemal begegnete. Jule bastelte an einer Schleuse, und der Baron gesellte sich dazu. „Du sollst dich fortsetzen!“ herrschte er ihn an. Jule nickte herablassend und tat, was ihm gutdünkte; er hatte eine Bohle auszuwechseln. Der Baron spürte das Nichts und ging wieder seiner Wege. Der störende Eindruck blieb ihm aber haften, und so beauftragte er den Gutsverwalter, einem streumenden Burschen dort im Sumpfgelände die Grenze zu weisen. Der Verwalter bedachte, daß er vom Baron keine Befehle entgegenzunehmen brauchte. „Dein Dredloch geht mich gar nichts an“, brummte er vor sich hin und gab den Auftrag nicht weiter.

Jule säuberte auf eigene Faust den Stichgraben zur Olsa, als ihm der Baron wieder einmal begegnete. Der Baron schritt aber wortlos vorüber. Auf die zweite Mahnung reagierte der Verwalter weisungsgemäß. Der Sumpf ginge ihn nichts an, sagte er. Wenn der Herr Baron mit dem Burschen nicht fertig werden kann, dann wäre dem Amtsvorsteher ein Wink zu geben, der hätte ja die Polizeivollmacht für diesen Bezirk.

Der Amtsvorsteher fand den Fall nicht protokollreif. Er schickte nur seinen handfesten Inspektor hin, die Sache in Ordnung zu bringen. Jule war nicht gleich zu finden, und so mußte der Inspektor das ganze Gelände abstreifen; er blieb immer häufiger verwundert stehen. Hier ist ja ein Sintflutbauer am Werk! gestand er sich stammend ein. Urland unter Menschen-

hand, und was daraus werden sollte, war schon durch Markierungen angezeigt!

Und dann traf er Jule an, der mit seinem Kahn aus dem Inselfeldicht auftauchte und auf den Inspektorzuruf hin landete. Der Inspektor kam nicht dazu, seinen Auftrag auszurichten. Zuerst stellte er Fragen und dann hörte er Jule an. Eine sonderbare Geschichte bekam er zu hören, die ihm schwer eingehen wollte. Nachdenklich wandte er sich zur Heimkehr und vergaß sogar, Jule einen Gruß zu bieten. Ich möchte nur wissen, wer jetzt der größere Narr ist? fragte sich der Inspektor. Der Baron, oder dieser Mann im Sumpf?

Der Amtsvorsteher fand die Geschichte nicht so wunderbar. Und wenn der Baron zehnmal ein Narr ist, so kann er doch mit seinem Eigentum nach Gutdünken verfahren, sagte er. Der größere Narr ist entschieden der andere. Man konnte ihn nicht gewähren lassen, damit wäre ja die ganze bestehende Ordnung verleugnet. Daß ein Mensch sich zum fremden Besten einsetzt, ohne nach eigenem Nutzen zu fragen, das wäre freilich noch nicht vorgekommen. Man könnte dem Baron noch einmal den Rat geben, sich mit dem Burschen zu vergleichen. Nutzen hätten am Ende beide davon.

Der Rat wurde gegeben, aber er ging dem Baron nicht ein. Er sagte gar nichts dazu und ging seiner Wege. Schon früher einmal hatten sich die Behörden unwillig gezeigt, ihn zu schützen, bedachte er. Also beschloß er, sich selbst zu helfen, wie damals in den unruhigen Tagen.

Jule Kleh fuhr wieder einmal sein Revier ab, als er die Warnung zu hören bekam. Der Baron stand am Ufer und deutete in die Weite. „Scher dich fort!“ rief er Jule zu. Der bekümmerte sich nicht darum und stakete den Kahn ruhig weiter, behielt aber den Baron im Auge und lächelte ihm gutmütig zu. Jetzt sah er, daß der Baron die Flinte in Anschlag brachte, und blitschnell erfaßte Jule den Ernst der Drohung. Er hatte es mit einem Narren zu tun. Die Ladung ging über das Boot weg, Jule hatte sich keinen Moment zu früh rücklings ins Wasser gestürzt. Hinter dem Boot gedeckt, wartete er ein weiteres Manöver ab. Es folgte nichts. Der Baron wußte, daß er nicht



getroffen hatte. Auch gut, dachte er. Der Schreck wird schon genügen.

Jule war sich jetzt klar, daß weitere Anschläge folgen werden. Er wollte auf der Hut sein. Einen Zwang, seiner Wege zu gehen, sah er nicht darin. Er wollte das Gute, und diese Erkenntnis genügte ihm, um standzuhalten. Jule mußte sogar lachen, als er seine Lage bedachte. Das war ein Fall, der nur die beiden Narren anging. Den Anschlag konnte er nicht zur Anzeige bringen, damit wäre hier seine Aufgabe erledigt gewesen. Obendrein wünschte er dem Baron nichts Böses.

Die Lage wurde brenzlich, denn der Baron paßte ihm jetzt fast alle Tage auf; da aber der Baron in seiner Ritterlichkeit den Unterschied zwischen Wild und Mensch deutlich im Gewissen spürte, gingen die Anschläge vorläufig harmlos aus. Er rief Jule jedesmal an, bevor er den Hahn abzog. Die Zeitspanne genügte, um dem Gegner Deckung zu sichern. Der wunderliche Krieg zog sich schon Wochen hin, und Jule ermattete allmählich in seiner Hut. „Ich werde ihn doch ertränken müssen!“ fluchte er ärgerlich. Die Büchse wegnehmen nützt ja nichts, der hat ja einen vollen Gewehrschrank zu Hause stehen. Daß der Baron nicht die Amtsgewalt bemühte, versöhnte Jule mit den Anschlägen. Wie ein „alter Ritter“, dachte Jule und mußte lachen.

Jule schnitt gerade Teichgras, das er zu Heu wenden wollte, für die Ziege, die später den Inselftall beziehen sollte; bei dieser Arbeit wurde er vom Baron in offener Sicht gestellt. „Verflucht, ich habe schon wieder nicht aufgepaßt!“ ächzte Jule. Und dann traf ihn die volle Schrotladung in die Beine. „Einmal mußte es so kommen!“ sagte der Baron. „Wenn ich mich nur aufrichten könnte, würde ich Sie jetzt ertränken!“ gab Jule zur Antwort. „Das rechte Knie ist kaputt, der Hagel sitzt direkt in den Bändern; ein böser Schuß, Herr Baron!“ Sie bemühten sich beide um den Verband. Der Baron opferte sein Hemd, weil sonst nichts zur Hand war. Jule schonte seine Sachen und trieb sich meistens halbnaakt herum. „Jetzt kommst du ins Krankenhaus, und bin dich endlich los“, meinte der Baron. Jule grinste: „Bilden Sie sich nur nichts ein, so leicht braucht das nicht ab-

zugehen. Nur, wenn Sie auf meinen Handel eingehen, kann ich den Schuß als Versehen angeben.“ „Handel? Was für ein Handel? Du bist weg, und damit ist die Sache für mich erledigt.“ Jule stöhnte jämmerlich. „Verdammter Narr, dich hat der Herrgott verdorben!“

Der Baron hatte es verlernt, Worten Bedeutung beizulegen, und Unterhaltung war ihm ganz fremd geworden. Er ging jetzt ins Dorf, Meldung zu machen, daß er einen streunenden Burschen auf seinem Besitz zusammengeschossen hatte. Man möchte ihn holen, dort und dort liegt er. Der Amtsvorsteher glaubte die Geschichte schon längst aus der Welt geschafft. Seine Ordnung wurde durch diese Meldung nicht wenig gestört. Das war ein protokollreifer Tatbestand, und ein ganz merkwürdiger dazu, und darum war seine gewohnte Ordnung gestört. Er mußte eine knifflige Anzeige für beide Seiten erstatten. Der Staatsanwalt erhob zweimal Anklage. Dem Baron war die Verantwortung für einen Totschlagsversuch aufgebürdet, und Jule sollte für eine ganze Reihe Vergehen büßen, die in dem Begriff „Feldrecht“ zusammengefaßt sind. Dem Staatsanwalt selbst wurde es schwül bei der Anklage. Eine derartige Geschichte fiel ganz aus seiner üblichen Praxis. Er plädierte bald mehr für als gegen die Angeklagten. Der Fall hatte Aufsehen erregt und bedeutende Anwälte bemühten sich um die Verteidigung, die fast gar nicht notwendig war, denn der Tatbestand verteidigte sich selbst. Die Anzurechnungsfähigkeit des Barons lag klar auf der Hand, und sein Freispruch war demnach eine Selbstverständlichkeit. Für Jule erkand der Verteidiger den Begriff Arbeitsapostel, der einem inneren Drange gefolgt ist. Anzurechnungsfähig war er nicht, im Gegenteil, dem gegebenen Recht viel zu weit voraus. Wie er sich dort in der Einöde festsetzte und zu behaupten versuchte, das hat ihm der einfache, naive Jule Kleh sah darin kein Unrecht, und dabei mußte ihm die Urteilsfindung folgen. Er hat fremden Besitz nicht gemindert, nein, im Gegenteil nicht unbedeutend bereichert, wie die Sachverständigen bezeugen. Er hat mit dem Besitzer um die

Anerkenntnis gerungen und wurde nicht gehört, weil ihn vorher niemand gerufen hat, und weil — nun sagen wir — dem Baron das Verständnis dafür ganz und gar abging. Einestheils ein Glück für Jule Kleh. Die Unmündigen sind nicht so schlimm als die Mündigen. Ein Mündiger hätte Jule Kleh gleich im Anfang mit der Staatssekretive zum Teufel gejagt. Er bringe dieses Beispiel, fuhr jetzt der Verteidiger fort, weil diese merkwürdige Geschichte doch noch zum Glück für Jule Kleh ausschlagen wird. Man wird ihm jetzt zu helfen wissen. Der Verteidiger sagte das mit guter Gewißheit.

Die Partei des Barons fühlte sich nicht geschädigt, und so mußte Jule Kleh freigesprochen werden. Er folgte den Vorgängen ziemlich verständnislos. Fremde

Menschen sorgten sich um ihn, das war sonst nicht ihre Art, aber diesmal schlug es ihm zum Glück aus. Der Staat erinnerte sich seiner versäumten Pflicht und löste endlich das längst gegebene Siedlungsversprechen für den Ochozer Landkreis ein. Jule Kleh wurde als erster Siedler auf dem Sumpfgelände des Barons angehehrt.

Das ist die Geschichte vom Ursprung der Olsagemeinde, die im zehnten Jahr ihres Bestehens bereits über 30 Höfe mit mehr als 150 Bewohnern zählte. Bei der Zehnjahrfeier mußte Jule Kleh dem Landrat mit einer Rede antworten. „Man muß bei einer Sache, die man wert findet, nur den Kopf riskieren, es kostet am Ende nur ein steifes Bein“, sagte Jule Kleh.



Gaïpar David Friedrich: Morgen am Strande (1809)



# Die Geige

Erzählung von Ewald Swars

Ewald Swars, einer der beiden Träger des dritten Preises im „Ostdeutschen Erzählerwettbewerb“, ist ein Kind des Memellandes. Er wurde 1890 im Kreis Heydekrug geboren und wurde Volksschullehrer. Als Freiwilliger ging er im Herbst 1913 zu einem Infanterieregiment, machte den Weltkrieg mit und war bis zum Herbst 1920 Kriegsgefangener in Rußland. Als Volksschullehrer im abgetrennten Memelgebiet erlebte er die Not des Grenzlandkampfes und mußte, als er 1923 optierte, zwei Jahre später seine Heimat verlassen. Seit dieser Zeit wirkt Swars in Greiffenberg i. Schles. an der Stadtschule. Er ist schon verschiedentlich mit Novellen, Gedichten und kleinen Erzählungen an die Öffentlichkeit getreten und veröffentlichte vor einem Jahre bei Grote, Berlin, seinen Roman „Jonuschats Weg in die Einsamkeit“.

Der Wind kam von Westen. Er wanderte über die Ostsee, sprang über die Dünen der Kurischen Nehrung, strich über das Kurische Haff und stürzte in ein kleines Fischerdorf an dessen Ostufer. Anne, die Tochter des Fischers und Wiesenbauern Mertineit, stand mitten auf dem väterlichen Hofplatz und hob das Gesicht in den Strom des Windes, dessen unsichtbare, sanft streichelnde und süß singende Fluten endlos herankamen, an ihr Herz stießen und es in eine unruhig läutende Glode verwandelten. Sie spürte, daß sie diesem Winde niemals enttrinnen würde: er würde sie auf dem Wege in das zwei Meilen ostwärts hinter den weiten Haffwiesen und dem großen Moor gelegene Heidedorf begleiten, sie dort oft und oft besuchen — denn wann wehten in diesem Landstrich die Winde nicht von Westen! — und den spiegelnden Glanz breiter Wasserflächen, den Geruch von Fischen und nassen Nezen, das Rascheln des Uferschilfs, das Beben gestraffter Segel und die grollen Schreie der Möwen in ihrer Seele lebendig machen.

Blau und schweigam stand sie inmitten der Unruhe des Hofplatzes, auf dem mehrere Wagen zur Abfahrt bereit standen. Es ging laut zu um sie her. Männer und

Frauen, Junge und Alte, von der zweitägigen Hochzeitsfeier erregt und wie aus sich selber herausgehoben und erfüllt von der Vorfreude auf die rauschendere Fortsetzung des Festes im Hause des reicheren Bräutigams, riefen und lachten lebhaft durcheinander; in geröteten Gesichtern schwannten selig-trunkene Augen, übermütige Reden wurden durch weite, gelöste, Armbewegungen kühn unterstrichen. Wenn einer der Heiteren das versonnene und starre Antlitz der Braut bemerkte, so beruhigte er sich mit der Überlegung: So sind alle jungen Frauen nach der Hochzeitsnacht — es ist die Traurigkeit, die aus großem Glück entspringt . . .

Anne stieg beherzt in den ersten Wagen, drückte Hände, die sich ihr zum wiederholten Male entgegenstreckten, lächelte wie geistesabwesend und schluckte an aufsteigenden Tränen. Als das Gefährt schon aus dem Tor rollte, drehte sie sich noch einmal um, erhaschte mit einem gierigen Blick einen Teil der in dem kleinen Hafen dicht gedrängten Reitelkähne mit den seltsamen, bunten, aus Holz geschnittenen Wimpeln an der Spitze der Masten und das Ausblitzen von weißen Möwenflügeln vor dem hellen Blau des

harten Aprilhimmels und dem dunkleren des Haffs und empfand den tiefen Schmerz eines Erwachenden, der den herrlichen Traum festhalten möchte und ihn in nichts zerrinnen sieht.

Der Wagen rollte, die Hufe der Pferde klapperten, das Dorf glitt vorbei. Vor Toren und Türen standen Bekannte und winkten. Anne lächelte starr. Zuletzt kam ein kleines Fischeranwesen, statetenumzäunt und neheumflattert wie alle andern, weiß getüncht und mit blauen Fensterladen. Annes Herz zuckte zusammen: In der offenen Thür stand Karl Dankant und sah sie an — nichts weiter. Er rief keinen Gruß herüber, lachte nicht und winkte nicht, er blickte sie nur still und mit kalter Neugierde an; seine Augen waren starr und lebendig zugleich — wie blaues, klares, durchsichtiges Eis, unter dem sich das zugedeckte Leben der Pflanzen und Tiere in ungewissen Farben und Linien lautlos bewegt. Anne lächelte ihm hilflos und traurig zu. Mehr durfte sie nicht tun. Alles, was sie gern hinausgeschrien hätte, mußte sie in sich verschließen: Lebe wohl, Schul- und Spielgefährte meiner Kindheit! Lebe wohl, Bootskamerad auf verwegenen und gefährlichen Fahrten! Lebe wohl, mein Tänzer bei den seltenen Festen im Dorf! Lebe wohl, Spielmann, der die Geige jubeln und klagen lassen konnte wie kein anderer! Lebe wohl, mein Freund! Wo ist dein Frohsinn geblieben? Was ist es, das deine Lippen zusammenpreßt? Lebe wohl, du Guter, Lieber . . .

Wie gut, daß die Pferde in raschem Trab den Wagen an der gefährlichen Stelle, wo von einem stummen Mann unsichtbar ein verzehrendes Feuer ausging, vorbeizogen! Das Heimatdorf entschwand. Auf endlosen Wiesen flutete blaßes Sonnenlicht; über den fahlen Grasflächen taumelten liebestrunkene Kiebiße, sie schwebten und stürzten, schrien und jauchzten. Wie geschmückte Bräute standen an den Gräben Weidensträucher im Gewande ihrer goldenen Rätzchen. In den Höhen des Himmels zogen Storchpaare ihre ruhigen, stolzen Kreise. Dann lief der Weg in die Düsternis und das lauernde Schweigen des Moores hinein. Kümmerliche Wacholdersträucher und verkrüppelte Kiefern lauer-

ten am Begrand gleich böshaftern Gnomen; an bis zum Rand mit trübem Wasser gefüllten Gräben fröstelten kleine, schmale Birken; um die viereckigen Teiche matt glänzender Torfgruben lag die Wildnis vorjähriger, vielfach geknickter, zertretener und zerzauster Schilf-, Binsen- und Grashalme; gleich dem Arm eines Versinkenden ragte hier und dort von einem sturmentwurzelten oder blitzgespaltenen Baum ein verdorrter Aststumpf empor, und da und dort kniete demütig eine strohgedeckte Käte, an die Erde gedrückt und schief und bucklig; kahles Erlengebüsch schloß wie eine schwarze Mauer den Horizont ab, und das gelbe Gelächter eines Buntspechts und die aufgeregten Rufe der nordwärts ziehenden Wildgänse klangen wie Stimmen von Fliehenden, die erschrocken aus den Verlorenheiten des Moores hinausstrebten.

Anne schauderte. Diese düstere Ode würde nun ewig zwischen ihrer Heimat und dem Heidedorf liegen, wie eine endgültige und unverrückbare Grenze, wie ein unüberschreitbarer Wall . . . Was fürchtete sie denn? Sie blickte sich im Wagen um: sie saß zwischen ihrer Mutter und ihrem Mann, vor sich auf dem Rutscherbock sah sie die breiten Rücken ihres Vaters und eines Bruders ihrer Mutter — sie saß warm und geborgen zwischen Menschen, die sie liebten, und in der neuen Heimat erwarteten sie Haus und Hof, Stube und Herd, Garten und Acker. Was wollte sie denn mehr? Sie warf einen raschen Blick auf das Gesicht ihres Mannes, als wenn es ihr Antwort geben könnte. Es war ein breites, flächiges und kantiges Gesicht, wie in Holz geschnitten, ein Antlitz voll Ernst und Schwere und Versonnenheit — ein stilles Gesicht, das nichts verriet. Heinrich war vier Jahre im Krieg gewesen, er hatte Menschen getötet, er hatte viele Sterbende und Tote gesehen, er hatte in Kälte, Nässe und Schmutz gelegen, er hatte oft gehungert und gefroren — und daher hatte er wohl dieses ruhige und schweigende Antlitz heimgebracht . . . Der Mann spürte ihren Blick, er wandte sich ihr zu und lächelte milde und väterlich; dann griff er nach ihrer einen Hand und legte um sie seine beiden braunen, breiten Hände wie zwei Schalen, zart

und behutsam, als wollte er einen kleinen, aus dem Nest gefallenen Vogel schützen und wärmen.

Warum fror sie dennoch, und warum tat ihr das Herz weh? War es darum, daß niemand sie gefragt hatte, ob sie Heinrich Kawohl liebe und seine Frau werden wolle? Doch war es nicht in dieser Gegend eine alte und bewährte Sitte, daß die Eltern der Tochter den Mann zuführten: Hier, diesen haben wir für dich ausgesucht! Was weiß denn so ein junges Ding wie du vom Leben! Du kennst den Mann kaum und hast ihn nicht gern? Ach, meine Beste, auf die sogenannte Stimme des Herzens kommt es nicht an! Das ist nichts als leeres Geschwätz! Wenn ihr beide gesund seid und den guten Willen habt, wie anständige Menschen und fromme Christen zusammenzuleben, und wenn ihr ein Haus habt und Land und Vieh und Brot für euch und eure Kinder — Gott schenke sie euch! — dann findet sich die Liebe von selbst . . . So hatten Vater und Mutter und Anverwandte gesprochen, und mußte sie den Klugen, Besonnenen und Erfahrenen nicht recht geben?

Das neue Haus nahm sie auf. Eine neue Gemeinschaft zog sie in ihren Kreis und nahm Besitz von ihr — nicht gewalttätig, nein, sie konnte sich über keinen Zwang beklagen, sondern der Ablauf des Tages mit seinen Forderungen und Pflichten ergriff sie mit unsichtbaren, aber starken Händen, lenkte sie hierhin und dorthin, wie es zum Gedeihen des Hofes am besten war, lähmte ihren Troß und Widerspruch, betäubte ihr Heimweh und kühlte die Blut ihrer Sehnsucht. In dem Maße, wie Tag um Tag verging, wie aus Knospe und Keim Blatt und Blüte wuchs und aus den Blüten Korn, Frucht und Beere reifte, — und alles war sinnvoll und alles war gut, und es war notwendig, mit Fleiß und Sorgfalt die Erde für die Aufnahme des Samens vorzubereiten, das Wachsende zu pflegen und das Bereifte zu ernten —, in dem gleichen Maße rückten Fischerdorf und Haff, Nehrung und See, Eltern und Geschwister, Kindheit und Jugend in eine traumhafte Ferne.

Anne wurde sich bewußt, daß sie kein Kind mehr war; sie war die Frau eines

um zehn Jahre älteren, stillen und ernstern Mannes, der ihre Jugend, ihren Frohsinn und ihre Wärme brauchte; sie war Bäuerin, die zwei Mägden, einem Knecht und einem Hütjungen zu befehlen hatte und für ihr Wohl und Wehe verantwortlich war; und in der Altsitzerstube am andern Ende des Hauses warteten der alte Kawohl und seine halb gelähmte Frau auf ihren täglichen Besuch, ihre belebende Nähe, ihr lachendes Gesicht und ihr freundliches Wort. Sie hatte einen Platz auszufüllen, sie mußte sich in die ehrwürdige Reihe der Ahnen dieses Hofes stellen, deren Gesichter sie aus einem dicken, in Leder gebundenen Album anschauten. Ach, war sie nicht selbst schon eine uralte Frau?

Was für dumme Gedanken! schalt sie sich. Sie hatte keinen Grund, sich zu beklagen, sie litt an nichts Mangel, Heinrich behandelte sie, soweit es seiner herben Natur möglich war, mit Zartheit und Wärme, der alte Kawohl aber, lebhafteren Gemüts als sein Sohn, bewunderte sie. „Ich hätte mir auch eine reichere Schwiegertochter wählen können,“ gab er unummunden zu, „aber ich hätte kaum eine schönere gefunden.“ Und in Gedanken setzte er hinzu: Wir Alten, die wir die Jungen vier Jahre lang bluten und welken sahen, wissen nun nach dem Kriege sehr wohl Jugend und Leben zu schätzen; drei Söhne von mir sind in fremder Erde verscharrt, dieser Heimgekehrte soll das Blut meines Geschlechts weitertragen zu den Enkeln, und Anne, die Blühende, Starke und Gesunde, soll die Mutter der Kommenden sein . . .

Heinrich Kawohl spürte die Kluft, die ihn von seiner jungen Frau trennte, aber er sprach nicht darüber, er wartete, so wie er als Soldat und Bauer geduldig zu warten und auszuharren gelernt hatte. Wohl tat es ihm weh, daß Anne ihm auswich, niemals zu ihm kam, nie seinen Rat, seinen Trost oder seine Hilfe brauchte, auch niemals Blut und Sturm war, wie eine liebende Frau sein soll, aber er sagte sich, daß man nichts Lebendiges zwingen und drängen darf — es wächst und wird, vom Himmel und von der Erde gelenkt und gespeist, nach eigenen Gesetzen.

Anne, das fühlte er, wurzelte noch nicht im Boden des Heidedorfes, ihre Seele weilte noch am Haß. Darum fuhr er mit ihr zuweilen, wenn es der Gang der Feldarbeiten erlaubte, den weiten Weg durchs Moor zum Fischerdorf. Im Elternhaus wurde Anne lebhafter und fröhlicher, spielte mit ihren jüngeren Geschwistern, beschäftigte mit ihnen das ganze Haus vom Keller bis zum Boden, lief mit ihnen zum Haß, ruderte ein Stück hinaus und kehrte mit leuchtenden Augen heim. Aber jedesmal gegen Ende des Besuches geschah das Sonderbare, daß sie mitten in der Rede verstummte, daß ihr Lachen herabstürzte und zerbrach und ihre Augen weit wurden und gedankenvoll blickten, als wenn ihr plötzlich bewußt geworden wäre, daß sie nicht mehr wie als Kind und Mädchen herumtollen durfte. Mit einem schmerzlichen Lächeln erhob sie sich dann entschlossen und drängte zur Heimfahrt.

Bei einem dieser Besuche erwähnte Heinrich Kawohl, daß er zum Herbst einen neuen Knecht dingen müsse, da sich der alte verheirate. Kurze Zeit darauf erzählte er, aus dem Markt- und Kreisort heimkehrend, seiner Frau, daß ein Fischersohn aus ihrem Heimatdorf ihn angesprochen und sich als Knecht angeboten habe. — Wie er denn heiße? fragte Anne. — Karl Dankant. Ob sie ihn kenne? Ob er ein ordentlicher Mensch sei? — Das Gespräch fand im Gemüsegarten statt, Anne bückte sich, zog Mohrrüben heraus und erwiderte mit erzwungener Gleichmütigkeit, daß sie ihn kenne, und soviel sie wisse, sei er ein ordentlicher Mensch. Dann verstummte sie, weil das wild schlagende Herz ihre Stimme zu ersticken drohte. Heinrichs Nähe brannte sie wie Feuer, sie ging zu einem andern Beet hinüber und riß mit fliegenden Händen Unkraut heraus. — „Er machte einen guten Eindruck auf mich“, fügte Heinrich hinzu, „und wir sind einig geworden.“

Zu Martini trat der neue Knecht den Dienst an. Es fiel auf, daß er außer dem Bündel mit seinen Habseligkeiten einen Geigentasten mitbrachte. Während diese schmale, schwarze Truhe beim Mitgesinde brennende Neugierde erweckte, ließ sie den Neuen in den Augen des Bauern

verdächtig erscheinen, und auch die Nachbarn nannten ihn mit einem vielsagenden Lächeln nie anders als den „Fiedler“, als wollte sie ihn dadurch als einen lockeren Vogel kennzeichnen, mit dem Kawohl keinen guten Fang gemacht habe.

Indessen tat Karl Dankant treu und redlich seine Pflicht und ließ die Fiedel in ihrem Bett ruhen. Alle plumpe Neugierde des Hüttejungen sowie die Bitten und Aufmunterungen der Mägde fruchteten nichts; Karl antwortete jedesmal mit leichtem Kopfschütteln und undurchdringlichem Lächeln. — Weshalb er denn das Instrument mitgeschleppt habe! rief man entrüstet aus. Wahrscheinlich sei es mit seiner Kunst nicht weit her! Er habe sich wohl nur den Anschein von etwas Besonderem geben wollen. . . „Alles zu seiner Zeit,“ wehrte er leise ab.

Als die junge Bäuerin und der Knecht das erstemal ein paar Minuten allein und ungestört waren, stieß sie zornig hervor: „Weshalb bist du gekommen? Weshalb erniedrigst du dich? Du brauchtest nicht Knecht zu sein. . .“ In demselben Augenblick sah sie ein leuchtendes Bild: In der Freiheit einer weiten Wasserfläche durchschneidet ein festgefügtter Kahn mit windgeschwellten Segeln die glitzernde Flut; am Steuer sitzt ein junger Mann von schlankem und geschmeidigem Wuchs — das Gesicht ist schmal und wettergebräunt, die hellen Augen blicken klar und gesammelt, der Wind spielt mit den braunen, an Schläfen und Stirn leicht gewellten Haaren, an den nackten Unterarmen spielen die Sehnen, Steuer und Segel gehorchen den festen Händen. . .

Eine dunkle, gedämpfte Stimme riß sie aus ihrer Träumerei. „Du weißt, weshalb ich gekommen bin, Anne. Weshalb fragst du denn?“

„Ich weiß es nicht,“ wehrte sie sich gegen seine Vertraulichkeit.

Er lächelte. „Dann muß ich es dir sagen, Anne. Ich wollte dich wiedersehen — ich wollte in deiner Nähe sein. . .“

Die junge Frau schwieg; der Ton seiner Stimme griff ihr ans Herz. Sie stand mit abgewandtem Gesicht, steif und regungslos. „Es ist nicht gut, daß du hier bist, Karl,“ murmelte sie.



„Du brauchst von meiner Seite nichts zu befürchten, Anne — ich werde dir nicht zu nahe kommen — ich werde meine Worte und Blicke im Zaume halten — du sollst mit mir zufrieden sein . . .“

Anne seufzte auf. „Wärest du doch in deinem Dorf geblieben!“

Wiederum glitt ein Lächeln über sein Gesicht. „Dasselbe könnte ich dir zurufen. Du ließt aus dem Dorf fort — und von mir fort — da bin ich dir nachgelaufen . . .“

„Ich wäre zu stolz dazu,“ fuhr Anne auf, „und zu stolz, Knecht zu sein!“

Er zuckte mit den Schultern. „Was heißt da Stolz!“ Darauf schickte er sich an, die Küche, in der das Gespräch stattfand, zu verlassen, wandte sich an der Thür noch einmal um und fragte leise: „Bist du glücklich, Anne?“

Das Antlitz der jungen Frau flammte auf. „Ich verbiete es dir, solche Fragen zu stellen! Und wenn du mir einen Gefallen erweisen willst, so kündige sobald wie möglich den Dienst auf!“

Er erwiderte nichts und ging gebückt, wie in tiefem Sinnen, hinaus.

Der Spielmann kündigte nicht. Er blieb auf dem Hof. Es war dort Sitte, daß Bauer und Bäuerin mit dem Gesinde an demselben Tisch aßen. So sah denn Anne ihren Jugendfreund jeden Tag mehrere Male, nur ein schmaler Raum trennte sie von ihm, oft ruhte sein Blick auf ihr, nachdenklich und schwer, und glitt von ihr ab wie ein Stein, der von steiler Höhe in die Tiefe stürzt. Sie vermied es, ihn anzusehen, aber sie hörte seine Stimme und spürte den Strom seiner Gedanken und die Blut seines Herzens.

Der Winter verging, und als im Garten die Schneeglöckchen blühten und die ersten Lerchen von den Ädern zum Himmel emporfletterten, erklang Karl Daukants Geige zum erstenmal. Die Töne kamen vom Stall, wo der Knecht neben den Pferdebojen seine Lagerstatt hatte. Es war nach dem Abendbrot, die Tiere im Stall waren versorgt, Menschen und Dinge wollten in Nacht und Schlaf sinken — da erhob sich das Lied der Geige und ließ den Hof aufhorchen. Es war, als wenn der Abend eine Stimme erhalten hätte, dieser Vorfrühlingsabend,

der erfüllt war von dem verborgenen Drängen und Stoßen und Hoffen der noch von Kühle und Herbheit gefesselten Natur. Zuerst sang die Geige verhalten und schau, es war, als wenn ihr Lied zögernd und tastend durchs Dunkel ginge; dann wurde der Strich des Spielmanns fester und sicherer, die Weisen, die er hervorzauberte, gewannen an Fülle und Kraft und schwebten weit über Hof, Garten und Acker, stiegen gleich singenden Vogelscharen zu den Sternen empor, kreisten um die Sichel des Mondes und verhallten in den Höhen der silbernen Nacht . . .

Auch Anne lauschte der süßen und verhaltenen klagenden Musik. Sie stand am offenen Fenster des Wohnzimmers, in dessen dunklem Hintergrund ihr Mann saß und auf sie wartete, um mit ihr den vergangenen oder kommenden Tag zu besprechen. Sie hatte die Empfindung, als wenn zwei Männer nach ihrem Herzen griffen und es in zwei Teile zu reißen drohten. In derselben Zeit, in der des Geigers Zauberei sie mit Seligkeit erfüllte, brannte in ihr die Qual des schlechten Gewissens, und ohne das Ende des Spiels abzuwarten, schritt sie in Verwirrung und Ratlosigkeit an Heinrich vorbei in den Schlafrum, wo sie sich hastig entkleidete und in Finsternis und Schlaf wie in einer tiefen Höhle Zuflucht suchte. —

Während des Frühlings und Sommers sang die Geige an vielen Abenden und Sonntagnachmittagen. Wenn der erste Ton erklang, schrak Anne zusammen, bemühte sich, nicht hinzuhören und suchte die entlegensten Winkel des Gehörts auf. Doch die Musik kam ihr nach und holte sie ein und hüllte sie wie in Wolken süßen Duftes und goldenen Lichts ein — es war nicht möglich, dem betörenden Spiel zu enttrinnen.

Aber wie beglückend war es auch, dem Zauberer zu lauschen! Wartete sie nicht während des langen, grauen Tages mit schmerzlicher Ungeduld auf die abendliche Musik? Erklangen im Lied der Geige nicht die Rufe der Möwen, das Rauschen der Wellen, das Sausen der Segel und der Schlag der Ruder? Wehte es ihr nicht den Geruch von Fischen und geteernten Booten zu? Machte es nicht ihre

Mädchentage lebendig? Standen in ihm nicht die Lieder und Reigen auf, die sie einst mit dem Geiger zusammen gespielt und getanzt hatte? . . .

Doch wohin führte das Ganze? Würde sie nicht eines Tages, vom Sang der Fiedel berauscht und verlockt, wie von einem goldenen Seil gezogen, dem Spielmann folgen, wohin er sie auch führen würde? Bei dieser Vorstellung erschraf sie so tief, als hätte sie sich nach einem taumelnden Traumweg plötzlich am Rande eines Abgrunds erblickt. Karl Daukant mußte fort! Ihr Platz war hier! Sie hatte Heinrich am Altar vor Gott und den Menschen Treue geschworen. Die Menschen müssen einander Treue halten, redete sie sich zu, sonst fällt die Welt auseinander. Heinrich war gut zu ihr und liebte sie. Er war traurig und schweigsam aus dem Kriege heimgekommen, er hatte dort viele Menschen getötet und hatte viele Sterbende und Tote gesehen, und oft hatte der Tod auch nach seinem Herzen mit eiskalter Hand gegriffen — nun war es ihre Pflicht, ihn mit ihrem jungen Körper, mit der Heiterkeit ihres Gemüts und der Glüte ihres Herzens alles Grauen und alle Angst und Not des Krieges vergessen lassen.

Es war an einem Sonntagnachmittag gegen Ende des Sommers. Heinrich Kawohl war zu einem Nachbarn gegangen, die ältere Magd hatte für den Besuch eines Verwandten Urlaub bekommen, die jüngere verschlief in ihrer Kammer die Zeit bis zum Melken der Kühe, der Hütejunge hielt sich beim Vieh auf der Weide auf, und der alte Kawohl las seiner kranken Frau aus Bibel und Gesangbuch vor — da waren Anne, die Bäuerin, und Karl Daukant, der Knecht, so gut wie allein auf dem Hof. Karl saß auf einem Schemel neben seiner Bettstelle und spielte Geige; Anne stand am offenen Fenster der Wohnstube und lauschte. Das Lied der Geige kam über den Hofplatz herüber, kniete vor ihrem Fenster und flehte, strömte ins Zimmer herein und floß in ihre Ohren, in ihr Herz, in ihr Blut; es machte sie trunken wie süßer Wein, es erfüllte sie mit Furcht und Erwartung, mit Abwehr und Verlangen, mit Kälte und Blut. Aus

jedem Ton hörte sie die Stimme des Geigers heraus, er sprach zu ihr, durch das goldbraune Instrument sagte er ihr alles, was sein eigener Mund nicht aussprechen durfte; er erzählte von seiner großen Liebe zu ihr, er gab ihr tausend zärtliche Namen, er umgarnte sie wie mit goldenen Fäden — sie hing machtlos im Reiz seines Liedes . . . Schwer und laut schlug ihr Herz, ihr Blut brauste und sang, sie fühlte eine Schwäche in den Gliedern und fiel taumelnd auf einen Stuhl. Der Sang der Geige war ein goldenes Seil geworden, das um ihren Leib geschlungen war und sie zog, zog . . .

Sie erhob sich und ging aus dem Hause hinaus, schritt wie eine Schlafwandlerin, ihrer kaum bewußt und dennoch sicher und ruhig über den Hofplatz und betrat den Pferdestall. Da war alles so, wie sie es oft im Geiste gesehen hatte: die farge Lagerstatt, darüber ein paar Photographien und Zeitschriftenbilder an der Wand, auf der andern Seite des Raumes die große Kiste für Hafer und Häcksel, im Hintergrunde etwas Heu und Stroh und überall an den Wänden Sielen und Zäume an starken Haken, — und auf einem alten, unscheinbaren Schemel der Zauberer . . .

Karl Daukant schaute auf, ruhig, ohne Erstaunen, als wenn er sie längst erwartet hätte und es als selbstverständlich betrachtete, daß sie einmal zu ihm kam. Er nickte ihr leicht zu, fuhr im Spielen fort und versenkte seinen Blick in den ihren. Anne erschauerte, seine Augen ließen sie nicht los, das goldene Seil seines Liedes hielt sie noch immer umschlungen, sie begann leise zu zittern. Da, als sie fühlte, daß sie, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, in der nächsten Minute vor ihm in die Knie sinken und rufen würde: Nimm mich und mache mit mir, was du willst! — da trat sie dicht an ihn heran, stand wie inmitten einer überirdischen Helligkeit, nahm ihm die Geige aus der Hand, — nicht gewaltsam und im Zorn, sondern zart und sanft, dennoch mit entmannender Selbstverständlichkeit, so wie eine Mutter ein gefährliches Spielzeug den Händen ihres Kindes entwindet —, umklammerte krampfhaft den Hals des Instruments, holte weit aus und zerschlug es am Pfosten der Tür. Ohne noch einen

Blick auf Karl zu werfen, ging sie freien Schrittes aus dem Stall hinaus und zum Wohnhaus zurück und damit zu ihrem Mann, zu ihrer Pflicht und zu einem neuen und sauberen Leben. Zugleich aber empfand sie auch einen heftigen Schmerz und eine große Traurigkeit, warf sich auf ihr Bett und weinte heiß und hemmungslos in die Kissen hinein. Sie fühlte, wie mit dem Tränenstrom Karl Daukant und seine Geige, ihre Jugend und das Fischerdorf fortschwammen, unwiederbringlich weit — und es war gut, daß alles fortschwamm und dem Neuen Platz machte. Da wurde ihr Schluchzen ruhiger, sie richtete sich auf, trocknete sich das Gesicht, atmete tief und erlöst und freute sich ihres Sieges.

Karl hatte sich während des ganzen Vorganges nicht gerührt, aus seinem Gesicht war alles Blut gewichen, und mit starren Augen blickte er lange auf die zersplitterte Geige, die seitlich von ihm auf dem Zementboden lag. Es war ihm, als hätte Anne ihm das Herz aus der Brust gerissen und am Türpfosten zer-

schmettert. Wie durch einen heftigen Schlag auf den Kopf betäubt, saß er so etwa eine Stunde lang und betrachtete die Trümmer seiner Geige und seiner Jugend. Dann raffte er sich auf und begann, sein Bündel zu packen. Beim Abendbrot saß er noch mit den andern am Tisch; nur Anne bemerkte seine Verstörtheit und Geistesabwesenheit. In der Nacht wanderte er den weiten Weg durch das Moor in sein Heimatdorf zurück.

Als am andern Morgen das Verschwinden des Knechtes bemerkt wurde, bat Anne ihren Mann, keine Anzeige bei der Polizei zu machen, sie werde ihm später alles erklären. Heinrich sah sie schweigend an und ahnte die Wahrheit. Eine Woche später fuhr er in das Fischerdorf am Haff, um dem Flüchtling den ihm noch zukommenden Lohn auszusahlen. Er erfuhr von den alten Daukants, daß ihr Sohn nur drei Tage zu Hause geblieben sei, sich irgendwelche Papiere besorgt habe und nach Memel gefahren sei, um sich auf einem Schiff als Matrose zu melden.

## Lache im Sturm

Längen die Wolken auch schwer  
und kreisen die Schwalben  
niedriger als in des Frühlings  
frohlockendem Blau.

Träne der Freude, des Schmerzes,  
geweint mußt du werden,  
aber die Sehnsucht schreitet  
schon über den Tau.

Lache im Sturmwind, wie es  
die Sonne dich lehrte.

Das ist das Leben: zu zeugen,  
woran es gebriecht.

Göttlich der Mensch, der im Sturze  
nach Siegen begehrte  
und im Schatten des Todes  
schrie nach dem Licht.

Herbert Böhme

BIBLIOTEKA  
Uniwersytecka  
Gdańsk

C-III 1331



**Führend und tonangebend  
im Reichsgau Danzig-Westpreußen**

# **Der Danziger Vorposten**

**Amtliches Organ der NSDAP Reichsgau  
Danzig-Westpreußen**

**Verkündungsblatt des Reichsstatthalters  
und seiner Behörden**

+

**Probenummer auf Wunsch kostenlos  
durch den Verlag  
Danzig, Elisabethkirchengasse Nr. 11/12**

+